

BERICHTE/RAPPORTS

Wirtschaftspolitische Aspekte der Arbeitsteilung innerhalb der schweizerischen Textilindustrie

Von Dr. rer. pol. Arthur Bernet, St. Gallen

Die Problematik der horizontalen Arbeitsteilung

Solange die Textilindustrie zur Hauptsache auf den *Naturfasern* beruhte, war ihre horizontale Aufgliederung nach Faserarten nicht nur wirtschaftlich, sondern auch technisch gesehen naheliegend und zweckmässig. Mit dem Aufkommen der *künstlichen* und später der *vollsynthetischen Verarbeitungsmaterialien* sowie der *Mischgewebe* sind diese klaren Abgrenzungen seit dem Anfang unseres Jahrhunderts immer mehr zerflossen. Wenn sich auch zuerst hauptsächlich die Seidenindustrie den neuen Faser- und Spinnstoffen zugewandt hat, so dürften diese doch mit der Zeit auch in andern Zweigen der Textilindustrie grössere Bedeutung gewinnen. Immerhin ist es auffällig, dass die schweizerische Woll- und Baumwollindustrie, die während des zweiten Weltkrieges notgedrungen in grösserem Ausmasse Zellwolle als Ersatz für ihre ausländischen Rohmaterialien verarbeiteten, nach Kriegsende wieder fast ausschliesslich zu ihren ursprünglichen Naturfasern zurückgekehrt sind. So betrug nach neueren Schätzungen¹ der mengenmässige Anteil der künstlichen und synthetischen Spinnstoffe in den letzten Jahren zwar bei der Seidenindustrie 73%, in der Baumwollindustrie dagegen höchstens 6%, während für die Wollindustrie genaue Zahlen fehlen; doch nimmt er hier offensichtlich zu. In beiden Industriezweigen liegt er aber deutlich unter dem internationalen Durchschnitt, was darauf zurückzuführen sein dürfte, dass die schweizerischen Industrien in erster Linie auf die Produktion feinerer Sorten und Spezialitäten, d. h. teurerer Qualitäten ohne Beimischung von Kunstfasern ausgerichtet sind. In der Wollindustrie spielt zudem – wie übrigens auch in der Seidenindustrie – die Verarbeitung artfremder, d. h. nicht-wollener bzw. nicht-seidener Naturfasern in erster Linie von Baumwolle, zu Mischgarnen und/oder Mischgeweben eine Rolle.

Angesichts der umwälzenden technologischen Entwicklungen auf dem Gebiete der synthetischen Fasern dürften die traditionellen Grenzen der horizontalen Arbeitsteilung innerhalb der Textilindustrie in Zukunft noch problematischer werden, so dass sich erst nach und nach wieder ein neues Gleichgewicht einspielen muss, wobei allerdings bis heute noch nicht abzusehen ist, wie weit schliesslich die überkommene Gliederung technisch und wirtschaftlich sinnvoll weiterbestehen bleiben kann.

Strukturprobleme der vertikalen Arbeitsteilung

Die Ausrichtung eines wesentlichen Teils der schweizerischen Textilproduktion auf den Export² hat zur Verteilung des modischen und fabrikatorischen Risikos auf zahl-

¹ A. Bosshardt, A. Nydegger, H. Allenspach, Die schweizerische Textilindustrie im internationalen Konkurrenzkampf, Zürich/St. Gallen 1957, S. 217 ff.

² Vgl. A. Bosshardt u. a., a. a. O., S. 88 ff. Die Exportabhängigkeit der einzelnen Zweige der schweizerischen Textilindustrie variiert sehr stark. Stickerei: 90–95 %, Seide: 60–70 %, Baumwolle: 30–35 %, Wolle: 30 %.

reiche verschiedene Schultern geführt. Anhand der historischen Entwicklung in der Stickereiindustrie, welche über 90% ihrer Produktion im Ausland absetzt und damit heute mit Abstand der exportintensivste Zweig der schweizerischen Textilindustrie darstellt, kann sehr schön gezeigt werden, wie dadurch hauptsächlich in Zeiten rückläufiger Beschäftigung das Gefüge einer ganzen Industrie verändert worden ist. Sowohl die Handstick- wie später auch die Schifflistickmaschine liefen zuerst vorwiegend in Fabriken¹. Als Folge verschiedener Wirtschaftskrisen und der Einführung des eidgenössischen Fabrikgesetzes im Jahre 1878 verlagerte sich die Handmaschinenstickerei immer mehr auf die Heimarbeit, weil der fabrikmässige Betrieb aus Konkurrenzgründen nicht mehr lohnend erschien. Diese Entwicklung wurde im ausgehenden 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch das Aufkommen der Pantograph-Schifflistickmaschine und später des Schifflistickautomaten weiter getrieben, so dass heute Fabriken mit Handstickmaschinen bis auf ganz wenige vereinzelte Ausnahmen verschwunden sind. Ganz gleich verlief die Entwicklung, zumindest bis in die Nachkriegszeit hinein, auf dem Gebiet der Schifflistickmaschinen. Immerhin ist dort die Zahl der Fabrikbetriebe grösser. Der wirtschaftliche Niedergang der Stickereiindustrie in der Zwischenkriegszeit hatte eine Aufsplitterung vieler Fabriken in kleinere Produktionseinheiten zur Folge, die in der allgemeinen Krise meistens noch länger ein wirtschaftliches Auskommen fanden. Neben der starken absoluten Verminderung der Zahl der Stickmaschinen² in den zwanziger und dreissiger Jahren, kann diese Entwicklung deutlich verfolgt werden. In der an sich umfangreichen Spezialliteratur über jene Periode in der Stickereiindustrie wird jedoch diesem Umstand vielfach nicht genügend Beachtung geschenkt³.

In der Stickereiindustrie hat heute die *Lohnfabrikation* eine grosse Bedeutung. Denn ganz abgesehen von der Schiffliohnstickerei, die fast zwei Drittel aller Schifflistickmaschinen umfasst, beruhen auch die übrigen Hilfszweige (Scherlen, Nähen, Ausschneiden, Ausrüsten) auf diesem Prinzip. Mit welchen betriebswirtschaftlichen Umtrieben dieses nach dem alten Verlagswesen konzipierte System verbunden ist, hat *Kobler* in seiner Arbeit über die Krisenempfindlichkeit der sanktgallischen Textilindustrie anschaulich gezeigt⁴. Dabei muss aber auch die wirtschafts- und sozialpolitische Seite dieses Problems berücksichtigt werden. Diese zum Teil sehr arbeitsintensiven, oft reinen Handarbeiten eignen sich in besonderem Masse für eine dezentralisierte Produktionsweise und für die Heimarbeit. Kürzliche Erhebungen der Vereinigung schweizerischer Stickerei-Exporteure haben ergeben, dass die Stickerei-Heimarbeit allein einen Umfang von jährlich rund 5 Mio Franken erreicht, was für das relativ beschränkte Gebiet innerhalb der Ostschweiz, in welchem diese Hausindustrie hauptsächlich verbreitet ist, von einer gewissen volkswirtschaftlichen Bedeutung ist; denn auf diese Weise können vorwiegend Arbeitskräfte beschäftigt

¹ *Heinrich Kobler*, Betriebswirtschaftliche Untersuchung über die Krisenempfindlichkeit der sanktgallischen Textilindustrie, Bern 1950, S. 59 ff.

² Vgl. dazu *Paul Stein*, Stickereiindustrie, in: Handbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, Bern 1955, Bd. II, S. 422; Anzahl Schifflistickautomaten 1920: 2272, 1938: 516; der Rückgang bei den Handstickmaschinen und Pantograph-Schifflistickmaschinen ist noch ausgeprägter, hat aber auch bereits früher eingesetzt und ist zum Teil wenigstens auf die Konkurrenz des Schifflistickautomaten als technisch neuerer Entwicklung zurückzuführen. Während denn auch die Zahl der Schifflistickautomaten bis heute wieder zugenommen hat, ist bei den Pantograph-Schifflistick- und bei den Handstickmaschinen seither ein weiterer, wenn auch verlangsamerter Rückgang eingetreten.

³ Vgl. aber *H. Kobler*, a. a. O.

⁴ *H. Kobler*, a. a. O., S. 63 ff.

werden, die aus den verschiedensten Gründen für eine Fabrikarbeit weniger in Frage kommen (abgelegener Wohnort, hohes Alter, Familienmütter mit Kleinkindern usw.). Ähnlich sind die Verhältnisse in der Handmaschinenstickerei. Immerhin ist dort zu beachten, dass die landläufige Vorstellung von der Hausindustrie als einer Nebenbeschäftigung oder Saisonarbeit neben einem anderen, zum Beispiel landwirtschaftlichen Erwerb in der Regel nicht zutrifft. Im Gegensatz zu früher, als offenbar diese Arbeitsweise stärker verbreitet war, ist sie heute eher selten geworden, indem die meisten Handmaschinensticker voll mit Sticken beschäftigt sind.

Das Problem der *Bereitschaftsindustrien* stellt sich jedoch auch in anderen Zweigen der Textilindustrie in ganz ähnlicher Weise wie in der Stickerei, gehört doch sozusagen die gesamte Textilveredlungsindustrie unseres Landes heute in diese Kategorie¹. Das war nicht immer so, wie das Beispiel der Druckerei zeigt: Der Zeugdruck (Baumwoll-druck, sog. « Indienne ») war Ende des 17. anfangs des 18. Jahrhunderts kein Lohnwerk, sondern typischer Eigendruck, indem man damals hauptsächlich auf importierte Gewebe angewiesen war, weil die schweizerische Baumwollspinnerei und -weberei noch weitgehend handwerklich betrieben wurden und den Bedarf nicht zu decken vermochten. Die später hauptsächlich im Glarnerland blühende Kattundruckerei arbeitete vor allem für den Export, und zwar meistens direkt, ohne Vermittlung von Manipulanten². Während die Eigenveredlung im Ausland bei den Druckereien auch heute noch eine erhebliche Rolle spielt, ist sie in der Schweiz nur noch von untergeordneter Bedeutung, was damit zusammenhängen dürfte, dass heute die kaufmännischen Anforderungen im Exportgeschäft viel mannigfaltiger sind als im 18. und 19. Jahrhundert, als in grossem Masse einfach Stapelartikel exportiert wurden.

Während die typischen Bereitschaftsindustrien innerhalb der schweizerischen Textilindustrie in der Hauptsache für einen relativ begrenzten Kreis von Auftraggebern arbeiten, sehen sich die Manipulanten und Exporteure auf den Weltmärkten einer starken Konkurrenz aus zahlreichen andern Ländern gegenüber. Es ist daher zu beobachten, dass diese beiden Wirtschaftsgruppen nicht immer die gleichen wirtschaftspolitischen Ziele verfolgen. So haben die Auftraggeber der schweizerischen Textilveredlungsindustrie immer wieder mit Nachdruck Rationalisierungsmassnahmen durch Spezialisierung der einzelnen Betriebe auf bestimmte Artikel und Produktionsvorgänge verlangt, was aber von der Textilveredlungsindustrie mit dem Hinweis auf die damit verbundenen Risiken (Modewechsel) abgelehnt worden ist, obschon die betriebswirtschaftlichen Vorteile nicht zu verkennen sind. Immerhin hat in einzelnen Sparten die wirtschaftliche Entwicklung von selbst in diese Richtung geführt (Ätstickereien, Stoffdruckerei u. a. m.), während merkwürdigerweise bei der allgemeinen Stickereiveredlung eher wieder eine gegenläufige Bewegung in Gang zu kommen scheint, indem Unternehmungen, welche diesen Betriebszweig in der Krisenzeit der Stickerei aufgegeben hatten, heute wieder darangehen, ihn neu aufzubauen.

Angliederung branchenfremder Betriebszweige und vertikale Integration

Parallel zum Beharren der Bereitschaftsindustrien auf der horizontalen Integration macht sich in den nachgelagerten Produktionsstufen das Bedürfnis geltend, durch An-

¹ G. F. Hiltbold, Konkurrenzprobleme der schweizerischen Textil-Veredlungsindustrie, in: Quartalsbericht Nr. 13 der Paritätischen Kommission der schweizerischen Baumwollindustrie, St. Gallen 1952, S. 4 ff.

² Walter Bodmer, Die Entwicklung der schweizerischen Textilwirtschaft im Rahmen der übrigen Industrien und Wirtschaftszweige, Zürich 1960, S. 345.

gliederung bzw. Vereinigung einzelner an sich wesensfremder Zweige der Textil- und Bekleidungsindustrie in ein und derselben Unternehmung einen gewissen Risikoausgleich zu finden (z. B. Stickerei mit Blusen-, Kleider- und Mantelkonfektion, mit Strumpfwirkerei, mit Teppichweberei usw.). Wichtiger jedoch sind diejenigen Bestrebungen, welche auf mehr oder weniger lückenlose vertikale Integration einer ganzen Produktionsreihe abzielen.

Unternehmungen, welche sämtliche Arbeitsvorgänge, angefangen von der Beschaffung der Spinnstoffe bis zum Verkauf der fertigen hochveredelten Gewebe, d. h. alle Stufen der Textilindustrie im engeren Sinne, ohne Wäsche- und Konfektionsindustrie, in eigenen Betrieben ausführen, sind in der Schweiz nur vereinzelt anzutreffen. Dagegen sind Zwischenstufen häufiger. *Hoby* beschreibt diese Entwicklung wie folgt¹: «Bis zum ersten Weltkrieg bestand eine absolut klare Trennung zwischen Produktion und Handel. Die Händler waren durchwegs reine Manipulanten; Gewebeproduktion und Ausrüstung erfolgten à façon. In der Zeit vom ersten zum zweiten Weltkrieg mit ihren starken Absatzschwankungen hat die Verflechtung von Spinnerei, Zwirnerei und Weberei unter sich und mit dem Exporthandel bedeutend zugenommen. Insbesondere in der Depressionszeit der dreissiger Jahre suchte manche in Schwierigkeiten geratene Weberei die Unterstützung kapitalkräftiger Händler. Diese Tendenz der Anlehnung änderte im zweiten Weltkrieg. Mit zunehmenden Beschaffungsschwierigkeiten ging nun das Bestreben nach Integration von den Händlerfirmen aus.»

Die Hauptaufgabe des Manipulanten besteht in der Zusammenstellung einer modisch ansprechenden Kollektion aus den verschiedenen Produktionsrichtungen der Vorindustrien nach eigenen Mustern. Wo es sich um mehr oder weniger ausgeprägte Stapelartikel handelt, ist den Manipulanten in den direkt exportierenden Webereien eine Konkurrenz erwachsen, die in der Zwischenkriegszeit zu wirtschaftspolitischen Kampfmassnahmen geführt hat². Auf der andern Seite bestehen sogenannte «gemischte Manipulanten», die je nach dem eine mehr oder weniger enge Interessengemeinschaft mit Webereien, Spinnwebereien, Buntwebereien und Veredelungsanstalten bilden³.

Teilweise vertikal organisiert sind namentlich auch die Buntwebereien, die häufig eine eigene Zwirnerei, Spinnerei und einen Veredelungsbetrieb besitzen⁴. Ausserdem sind solche «Betriebsveredler», d. h. Spinnereien oder Spinnwebereien mit eigenem Veredelungsbetrieb, in der Tuchindustrie die Regel⁵. Einen charakteristischen Sonderfall in dieser Beziehung bildet die Schweizerische Gesellschaft für Tüllindustrie AG., Münchwilen (TG), an deren Tüllweberei von allem Anfang an eine Wäscherei und Veredelungsanstalt angegliedert wurde⁶. Daneben wären noch weitere Kombinationen zu erwähnen, wie zum Beispiel Weberei und Stickerei, wobei allerdings gerade in diesem zuletzt genannten Fall Fremdverkäufe und Zukäufe von aussen das Bild erheblich komplizieren.

¹ J. R. Alfred Hoby, Der schweizerische Baumwollwarenexport, Zürcher Dissertation 1956, (Heft 104 der «Mitteilungen aus dem Handelswissenschaftlichen Seminar der Universität Zürich»), S. 74/75.

² Ebendort, S. 73.

³ Ebendort, S. 77.

⁴ Ebendort, S. 77.

⁵ G. F. Hiltbold, a. a. O., S. 4.

⁶ 40 Jahre Schweizerische Gesellschaft für Tüllindustrie AG., Münchwilen 1953.

Die wirtschaftspolitische Interessenvertretung der schweizerischen Textilindustrie auf nationaler und internationaler Ebene

Die relative *volkswirtschaftliche Bedeutung der schweizerischen Textilindustrie* hat in den letzten Jahrzehnten im Vergleich zu derjenigen anderer Industrien erheblich abgenommen, und zwar sowohl gemessen an den Exportwerten wie an der Zahl der Beschäftigten¹; mangels statistischer Unterlagen ist ja bekanntlich ein direkter Vergleich der Produktionswerte nicht möglich. Ein Vergleich der komparativen Produktivität verschiedener schweizerischer Wirtschaftszweige, den Prof. *Küng* seinerzeit für die Entwicklung der Reinerträge, der Lohnsätze, der Exportwerte und der Zahl der Beschäftigten durchgeführt hat, zeigt aber, « dass die schweizerische Textilindustrie, beurteilt auf Grund der Entwicklung der letzten dreissig Jahre, zu jenen Produktionsrichtungen zählt, die auf einer der tiefsten Stufen der komparativen Produktivitätskala stehen »². In den gleichen Zusammenhang gehört auch die Feststellung Prof. *Bosshardt's*: « Im Vergleich zur gegenwärtigen und zukünftigen Nachfrage und zu den Verhältnissen in den wichtigsten Konkurrenzländern ist der Produktionsapparat der europäischen Textilindustrie zu gross, zu alt und viel zu sehr aufgesplittert »³.

Die schweizerische Textilindustrie kann sich jedoch, was die wertmässige Produktivität betrifft, im Vergleich zu ihren Konkurrenzindustrien in andern Ländern durchaus sehen lassen⁴. Immerhin war in einzelnen Branchen eine grundlegende Strukturereinigung nötig. Das spektakulärste Beispiel dafür ist die Stickereiindustrie. Wenn Prof. *Bosshardt* darauf hinweist, dass die Zahl der Stickmaschinen zwischen 1920 und 1938 um mehr als fünf Sechstel zurückging⁵, so ist in diesem Zusammenhang allerdings festzuhalten, dass die Produktionskapazität dieser Industrie nicht im gleichen Masse vermindert worden ist, indem der Rückgang bei den Handstickmaschinen und Pantograph-Schifflistickmaschinen erheblich stärker war, als bei den leistungsfähigeren Schifflistickautomaten⁶. Die neuere Entwicklung bestätigt diese Beobachtung, ist doch bei den Schifflistickautomaten seither wieder eine Erhöhung eingetreten, während sich die Maschinenzahl bei den andern beiden Typen, wie bereits erwähnt, weiter, wenn auch nur langsam vermindert hat⁷.

Ähnlich, wenn auch lange nicht so spektakulär, sind die Verhältnisse in der schweizerischen Seidenweberei⁸. Der Rückgang der Maschinenzahl verteilt sich dort über einen längeren Zeitraum, während in der Stickereiindustrie der Abbau der Produk-

¹ *A. Bosshardt* u. a., a. a. O., S. 22 ff. bzw. S. 77 ff.

² *Emil Küng*, Die Wettbewerbslage der Textilindustrie im Rahmen der schweizerischen Volkswirtschaft, St. Gallen 1948, S. 27.

³ *A. Bosshardt* u. a., a. a. O., S. 199.

⁴ Ebendort, S. 303.

⁵ Ebendort, S. 340.

⁶ Vgl. *P. Stein*, a. a. O.

⁷ 38. Geschäftsbericht der Stickerei-Treuhand-Genossenschaft, St. Gallen 1960, S. 11, und *P. Stein*, a. a. O., zeigen folgendes Bild:

Handstickmaschinen		Schifflistickmaschinen	
		Pantographen	Automaten
1910/11	15 671	5619	757
1920	7 959	2844	2272
1938	894	333	516
1960	691	250	669

⁸ *W. E. Zeller*, Gegenwärtiger Stand der Automatisierung in der Seidenstoffweberei und Forderungen der Zukunft, in: Mitteilungen über Textilindustrie, Zürich, Jg. 68, 1961, Nr. 7, S. 178.

tionskapazität ganz auf die Zwischenkriegszeit beschränkt ist und damals auf Grund eines Bundesbeschlusses vom 13. Oktober 1922 durch eine halbstaatliche Institution mit öffentlich-rechtlichem Charakter, die Stickerei-Treuhand-Genossenschaft, St. Gallen, mit Unterstützung seitens des Bundes und der Stickereikantone durchgeführt worden ist¹. Der Produktionsumfang hat aber hier wie dort nicht in entsprechendem Masse abgenommen zufolge vermehrtem Schichtbetrieb, höherer Tourenzahlen der Maschinen usw.

Zur abnehmenden volkswirtschaftlichen Bedeutung der schweizerischen Textilindustrie kommt noch ihre starke Aufsplitterung sowie die relativ selbständige Stellung der verschiedenen Lohn- bzw. Hilfsindustrien hinzu, was eine geschlossene wirtschaftspolitische Stellungnahme in vielen Fragen erschwert. *Kobler* hat daher nicht unrecht, wenn er sagt: «Durch die vielen Aufspaltungen, die das Verlagssystem mit sich bringt, werden naturgemäss die Interessen spezialisiert und verselbständigt. Sie finden ihre Verkörperung in Gruppen².»

Es ist denn auch schon bedauert worden, dass der schweizerischen Textilindustrie eine repräsentative *Dachorganisation* fehlt, welche es ihr erleichtern würde, in wirtschaftspolitischen Fragen gegenüber andern Industrien geschlossen aufzutreten. Selbst innerhalb der einzelnen Zweige der Textilindustrie liegt das Schwergewicht der wirtschaftspolitischen Tätigkeit bei den jeweiligen Branchenverbänden. Zwar bestehen sowohl in der Baumwoll- wie in der Woll- und Seidenindustrie Institutionen, welche sämtliche Produktionsstufen sowie den Handel umfassen, doch ist deren Aktivität beschränkt (Paritätische Kommission der Schweizerischen Baumwollindustrie, Verein Schweizerischer Wollindustrieller, Zentral-Kommission der Schweizerischen Seiden- und Rayon-Industrie und des Handels bzw. Zürcherische Seiden-Industrie-Gesellschaft). In der Stickereiindustrie hat die öffentlich-rechtlich konzipierte Stickerei-Treuhand-Genossenschaft einzelne ähnliche Funktionen, zum Beispiel auf dem Gebiete des Tarifwesens, aber nicht im handelspolitischen Sektor.

Anders liegen die Verhältnisse in der Bundesrepublik Deutschland und in Österreich, wo die Textilindustrie im Gesamtverband der Textilwirtschaft in der Bundesrepublik Deutschland (Gesamttextil) bzw. im Fachverband der Textilindustrie Österreichs repräsentiert wird. Bestrebungen zur Schaffung einer entsprechenden Körperschaft in der Schweiz sind – einmal mehr – im Jahre 1960 gescheitert. Auch auf dem Gebiete der Interessenvertretung in Arbeitgeberfragen gilt mehr oder weniger dasselbe, indem der Arbeitgeberverband der Schweizerischen Textilindustrie nicht alle Textilbranchen umfasst.

Tatsächlich mag es auf den ersten Blick bedauerlich erscheinen, dass der schweizerischen Textilindustrie ein Organ zur gemeinsamen Interessenvertretung nach aussen und zur Koordination im Innern fehlt. Angesichts ihrer Vielgestaltigkeit lässt sich aber gegenwärtig daran offenbar nichts ändern. Denn je nach der Produktionsstufe stehen für die einzelnen Kreise wieder andere Probleme im Vordergrund, sei es – um nur einige Beispiele unter vielen zu nennen – die Importkonkurrenz aus Niedrigpreisländern, die verschiedenen Formen des zollbegünstigten Veredlungsverkehrs, die Exportförderung usw.

Dieser Mangel wird jedoch, was nicht übersehen werden darf, in den überblickbaren schweizerischen Verhältnissen weitgehend dadurch aufgewogen, dass die einzelnen Branchenorganisationen einen dauernden engen Kontakt miteinander unterhalten.

¹ *Arnold Saxer*, Die Stickerei-Treuhand-Genossenschaft, in: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, Bern, Jg. 66, 1930, Nr. 1, S. 33 ff.

² *H. Kobler*, a. a. O., S. 49.

Für bestimmte zweckgebundene Aktionen konnte bisher ein tragbarer Rahmen für engere Zusammenarbeit in der einen oder anderen Form noch immer gefunden werden. In einzelnen Fällen, wie zum Beispiel bei der Unterstützung der textilchemischen Forschung an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, der Vereinheitlichung der Exportverkaufsbedingungen oder der Organisation von Kollektivausstellungen, wie der Halle «Création» an der Schweizer Mustermesse und der Beteiligung an der für das Jahr 1964 geplanten Schweizerischen Landesausstellung, spielt dieses Zusammenwirken ohne grossen administrativen Apparat; in andern hat es sich dagegen als zweckmässig erwiesen, rechtlich selbständige Institutionen zu schaffen, wie zum Beispiel die Publizitätsstelle der Schweizerischen Baumwoll- und Stickerei-Industrie, St. Gallen, oder die verschiedenen Schulstiftungen.

Dieses System, das sich durch eine gewisse Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit auszeichnet und in den begrenzten schweizerischen Verhältnissen im grossen ganzen zufriedenstellend funktioniert, kann natürlich nicht ohne weiteres auf den grösseren internationalen Rahmen übertragen werden. Während deshalb zwar die Zusammenfassung der verschiedenen Sparten und Stufen der nationalen Textilindustrie organisatorisch ungelöst geblieben ist, spielt andererseits die Mitarbeit in den *internationalen Branchenvereinigungen* für die einzelnen Verbände der schweizerischen Textil- und Bekleidungsindustrie eine erhebliche Rolle. Das mag nicht zuletzt mit der in allen Teilen unserer Textilindustrie feststellbaren, wenn auch nicht überall gleich ausgeprägten Ausrichtung auf den Export und damit auf eine besondere Qualitätsproduktion in Zusammenhang stehen. Seit jeher hat die internationale Zusammenarbeit innerhalb der einzelnen Textilbranchen für die Vereinheitlichung der technologischen Begriffe und Nomenklaturen ihre Bedeutung gehabt. Aber auch im Zusammenhang mit der europäischen Wirtschaftsintegration sind diesen internationalen Kontakten zahlreiche Initiativen zu verdanken, angefangen von der Bereinigung der Ursprungskriterien für Textilien in der EFTA bis hin zu den verschiedenen Vorschlägen zur Überwindung der gegenseitigen handelspolitischen Diskriminierung zwischen EWG und EFTA im Textilsektor. Sollte sich in den weiteren Verhandlungen über die europäische Wirtschaftsintegration die Notwendigkeit zeigen, zu einer pluralistischen Lösung Zuflucht zu nehmen, dürften diese Branchenkontakte in Zukunft noch grössere Bedeutung erhalten. Einen besonders interessanten Ansatzpunkt für eine weitere Entwicklung in dieser Richtung bedeutet das zwischen der Stickerei und der Baumwollweberei sowie des Gewebehandels Österreichs und der Schweiz im Jahre 1960 abgeschlossene Abkommen über die Einführung eines freiwilligen Leistungssystems auf privatwirtschaftlicher Grundlage beim Bezug von baumwollenen Stickböden, das den westeuropäischen Produzenten einen gewissen Marktanteil sichern soll¹. Es ist auf den 1. Januar 1961 in Kraft getreten und soll den Gegebenheiten der europäischen Wirtschaftsintegration in diesem Wirtschaftssektor in vorausschauender Weise Rechnung tragen.

Zusammenfassend darf festgestellt werden, dass die wirtschaftspolitischen Aspekte der Arbeitsteilung innerhalb der schweizerischen Textilindustrie sehr mannigfaltig sind, was die Beurteilung gewisser Probleme erschwert und zwischen den einzelnen Branchen manchmal zu Spannungen führt. Andererseits hat die heutige Ordnung, die sich eingespielt hat, sicher den Vorzug einer wirklichkeitsnahen, den individuellen Bedürfnissen weitgehend Rechnung tragenden Lösung für sich.

¹ Vgl. dazu: Schweizerischer Spinner-, Zwirner- und Weber-Verein, Zürich, Jahresbericht 1960, S. 15; Vereinigung Schweizerischer Stickerei-Exporteure, St. Gallen, Jahresbericht 1960, S. 16.

LITERATUR/BIBLIOGRAPHIE

Braun, Rudolf

Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderungen der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800. Erlenbach-ZH 1960. Eugen Rentsch Verlag. 287 S. Fr. 16.50.

Es ist sehr erfreulich, dass diese volkscundliche Doktordissertation durch den Verlag einem breitem Kreise zugänglich gemacht worden ist. Sie zeigt, wie die Voraussetzungen für die Industrialisierung vor allem dort vorhanden waren, wo die Landwirtschaft wenig ergiebig, die Bürgergemeinde schwach und keine Allmende vorhanden war, wo sich die Ansässigen nicht durch Einzugsgelder schützten und wo die Bevölkerung so dicht geworden war, dass vorerst die Heimarbeit und später die Industrie die einzigen Wege boten, dass die Leute in der Heimat Beschäftigung fanden. Auf den heutigen Kanton Zürich bezogen erklärt sich hieraus, dass in den reichern Bauerngegenden des nördlichen Teils und auch im Knonaueramt und am See Heimarbeit und Industrie sich weit später und weniger entwickelten als im Tösstal und Zürcher Oberland. Die Heimarbeit und noch mehr die Industrialisierung löst das Haus aus der Abhängigkeit von der Flur; in bestehenden Häusern und Wohnplätzen können mehr Menschen aufgenommen werden, als in der Landwirtschaft Verdienst finden. Durch solche zusätzliche Verdienstmöglichkeiten entstehen neue Siedlungen, die in gar keiner Abhängigkeit zur Bodennutzung stehen. In vielen eigentlichen Bauerngegenden sind es zwei Rechtsinstrumente, die das Gründen neuer Siedlungen und das Bauen überhaupt erschweren oder verunmöglichen. Das eine ist das Verbot des sogenannten «Hinausbauens», nach welchem sich ausserhalb des Dorfsetters niemand ansiedeln darf. Das andere ist die an Bürgerrecht und Hauseigentum gebundene Nutzung der Allmendgüter. So heisst es in einem Bericht an die Öconomische Kommission von 1808 für Embrach:

«Von Gemeinderecht und Gesetzen wegen darf kein Bürger ausser das Dorf bauen, theils des Holzes wegen, theils der Sicherheit der Güter, Pflanzen und Früchte wegen, dass keiner etwas ungesehen könne nach Hause bringen. So darf auch keiner im Dorf selbst ein ander Haus bauen, als nur wenn er ein altes eigenthümliches niederreisst, damit die Zahl der Bürger sich nicht allzu stark vermehre und dadurch Holz-mangel entstehe, weil da sich kein privat Holz findet, sondern sich alle aus dem Gemeindholz beholzen müssen.»

Ganz anders heisst es im gleichen Bericht für Turbenthal:

«Zu dem Gebirg zu Turbenthal hat meistens jeder sein Haus auf seinen Gütern, und ist kein Gemeinderecht bekannt, welches in dieser Gegend das Herausbauen auf eigene Güter behindert.»

Über die Geschichte dieses Dorfes ist gleichzeitig im Verlage der Gemeinde das Erinnerungsbuch von *Hans Kläui* erschienen, worin sich auch viel Material zur Geschichte der Industrialisierung findet. Braun hatte aber den grossen Vorteil, nicht an die Erwartungen eines Auftraggebers gebunden gewesen zu sein, sondern durfte frei aus Wirtschafts-, aber auch sozialgeschichtlichen Quellen im weitesten Sinne schöpfen. Dies hat Braun auch getan, so dass sich sein Werk ausgezeichnet liest. Lebendig wird uns durch die ganze frühkapitalistische Zeit hindurch der Kampf zwischen der bauer-

lichen und der industriellen Wirtschaft bis in alle seine sittlichen Verästelungen hinein vorgeführt. In jener steht der Hof, in dieser der Betrieb im Zentrum der Betrachtungen. Der Heimarbeiter wertet von der Arbeit her den eigentlichen Wohnraum in seiner Bedeutung auf. Er ist jahraus, jahrein an seinen Arbeitsplatz im Hause gefesselt. Sein Bedarf an Wohnraum ist daher grösser und dringlicher als beim Bauern. Eng mit der Organisation des Verlagssystems sowie mit transporttechnischen Problemen hängt zusammen, dass vorab in den Dörfern gewoben, in den Weilern und Einzelhöfen aber gesponnen wird. Merkwürdig und von Braun auch nicht erklärt ist dabei der Unterschied zwischen der Zürcher Landschaft einerseits und den appenzellisch-toggenburgischen Industriegebieten andererseits, wo wir viel früher die Webkeller finden und die industrielle Arbeit aus der Stube verdrängt wird. Je nach den Absatz- und Verdienstmöglichkeiten wird der Wohnraum eingeschränkt oder ein neues, mit Hypotheken belastetes Haus gebaut; denn man erwartete, dass die entlehnten Kapitalien durch Heimarbeit und Industrie leicht verzinst und bald abgezahlt werden können. Vermehrt werden rauchfreie Küchen gebaut, die Fenster erweitert und die Dachfläche gekürzt, damit mehr Licht auf den Arbeitsplatz fällt. C. Meiners schrieb 1788:

«Alle Dörfer und Flecken, in welchen sich viele Fabrikarbeiter aufhalten, unterscheiden sich von den übrigen durch die Neuheit, Schönheit und Dauerhaftigkeit der Häuser. An statt dass sie wie die Väter oder Grossväter in hölzernen, und schmutzigen Strohhütten lebten, wohnen die fabricierenden Bauern in steinernen Häusern, die mit Ziegeln bedeckt sind. Fleissige und sparsame Arbeiter suchen eine Ehre in der Schönheit, Reinlichkeit und Heiterkeit ihrer Wohnungen, sowie in der Erweiterung und dem vollkommenen Ausbau ihrer Grundstücke.»

Dieses heimindustrielle Schmuck- und Repräsentationsbedürfnis wird sehr unterschiedlich beurteilt. Von den einen als Hang zu Pracht und Luxus verurteilt, von den andern als Ansporn zu weiterer gewerblicher Entwicklung und höherer Lebenshaltung gelobt. Eine unerschöpfliche Fundgrube für Werturteile bilden die Pfarrberichte, so ein solcher aus Männedorf:

«Man sagt freilich diese Beschäftigung (Heimweben) übe anderseits einen wohlthätigen Einfluss auf das Kulturleben der sie Treibenden: der feine Stoff, die schönen Farben, die hübschen Muster, die Reinlichkeit, mit der dieser Stoff behandelt sein will, wirke besänftigend auf das Gemüth, sei der Roheit abhold. Es ist wahr, der Sinn für Geschmack und Mode ist bei den Weberinnen oft in frapanter Weise entwickelt... Aber was die Reinlichkeit in anderen Dingen, die von dieser Arbeit abstrahiert werden will, anbetrifft, so findet sie mindestens nur da statt, wo die ordnende Hand einer Mutter im Hause waltet, während die Töchter am Webstuhl beschäftigt sind, sieht man aber dahin, wo eine junge Frau sich dieser Arbeit widmet oder widmen muss, ohne für das Hauswesen Hilfe zu haben, so sieht es in Punkto anders aus. Ihre Webstube ist allerdings gescheuert und gereinigt, weil die Arbeit es erfordert; aber in der Küche bleibt das Geschirr ungewaschen, in der Kammer die Betten unaufgemacht, bis man wieder Gebrauch davon machen muss... und so geht es fort, in die hundert Kleinigkeiten hinein, die zusammen das Hauswesen bilden.»

Für die bauerliche Bevölkerung bildet die Landarbeit Rückhalt und Bindung. Zwar ist auch ihr Einkommen nicht gesichert, sondern den Unbilden der Witterung und den Absatzsorgen unterworfen. Weit grösser sind die Ausschläge nach oben und unten aber bei der aufkommenden Industrie, die sittlich gefestigtere Leute verlangt, weil die Versuchungen viel grösser sind. Braun schreibt:

«Der Heimarbeiter baut blind auf den jeweiligen Stand der Industrie und passt seine Lebensführung den jeweiligen Verdienstmöglichkeiten an. Er bestreitet vom Arbeits-

lohn seinen Unterhalt oder zahlt mit ihm die Zinsen für sein Gütchen. Er glaubt, dass damit sein Leben gesichert sei. Mehr will er nicht. Was er über den Unterhalt hinaus verdient, benützt er für seine neuen Bedürfnisse oder zieht es vor, gar nicht zu arbeiten. Die Quellen reden eine deutliche Sprache. Dieses Verhalten gehört zur Auseinandersetzung des Heimarbeiters mit seiner neuen Daseinsform. Aus dieser Lebensführung schöpft er in den guten Jahren sein Selbstgefühl. In Zeiten der Teuerung und Arbeitsstockung schlägt dieses Lebensgefühl jedoch um. Der Heimarbeiter erkennt, dass seine Arbeit ihn kaum mehr vor dem Hungertod bewahrt, auch wenn er bis zur Erschöpfung sein Arbeitspensum steigert. Jetzt spottet er nicht mehr über den Bauern, sondern sieht voll Verlangen auf dessen einfaches, hartes Dasein. Jakob Stutz berichtet über das Hungerjahr 1817: «Damals hörte man wenig mehr über den Bauernstand spotten; ja, da hätten alle die Weber und Seidenspinner nur Bauern sein mögen. Die haben's gut, die seien geborgen.» Kaum ist jedoch die Not vorüber, so kehrt der Heimarbeiter zu seinem früheren Lebensstil zurück, seine Stimmung schlägt wieder um.

Die Heimarbeiter sind von ihrer Existenzgrundlage her gezwungen, ihr Dasein von einem Erwerbs- oder Lohndenken und nicht wie der Bauer von einem Besitzdenken aus zu erleben. Es stellt sich nun die Frage, weshalb sich die industrietreibende Bevölkerung nicht in einer ihrer Existenzgrundlage gemässen Form für die Wechselfälle des Lebens sichert. Weshalb schwankt sie vom (relativen) Überfluss zum Darben, vom Darben zum Überfluss und kennt keine Mitte? Weshalb gehören die Stimmungsumschläge zum Lebensgefühl des Heimarbeiters? Endlos sind die Ermahnungen der Pfarrherren an die Adresse der Heimarbeiter, in guten Jahren zu sparen, damit sie in Zeiten der Teuerung und Krise einen Rückhalt besäßen. Aber auch die eindringlichsten Vorstellungen und die bittersten Erfahrungen bleiben wirkungslos. Nur langsam setzt sich bei den Heimarbeitern (und später bei den Fabrikarbeitern) ein rationales Spar- und Versicherungswesen durch. »

Die Verlagsindustrie gibt Mädchen und Jünglingen auch die materiellen Voraussetzungen für eine frühe Ehe. Eine Heirat gefährdet nicht mehr die Existenzgrundlage der übrigen Familienglieder. Die Pfarrherren und Ökonomen sehen vorab die schwarzen Seiten. In pfarrherrlicher Entrüstung schildert *Salomon Schinz*, wie im Kreise der Fischenthaler Heimarbeiter ein Mädchen in die Ehe tritt:

«Beym Rädchen oder Webestuhl, ohne Kenntniss anderer häuslichen und ländlichen Arbeiten aufgewachsen; täglich fast in mutwilliger Gesellschaft bis tief in die Nacht, und wenn die Arbeit vollendet war, den Tagverdienst oder einen Theil desselben für Naschwerk oder Brantwein hingebend, jeder Lüsternheit frohnend, wozu kein noch so schändliches Mittel, selbst Veruntreuung an dem zu verarbeitenden Stoffe, oder Verschleppung von Waaren aus dem älterlichen Hause, nicht verschmähet wurde, und dann in den Ehestand getreten, wenn die Not sie dazu zwang, oft mit einem ebenso leichtsinnigen und ebenso armen Jüngling verbunden, im ganzen Vermögen weder Bett noch Hausgeräthe – ... Was für Folgen von solchen mittellosen Ehen, wo solche oft noch die wenigen Kleider die sie hatten dem Krämer schuldig waren?»

Braun sieht aber daneben auch die guten Seiten der Zürcher Verlagsindustrie. Gerade die Menschen, die am Rande der bäuerlichen Gemeinschaft ihr kümmerliches Dasein gefristet haben, könnten sich durch die Lohnarbeit im Dienste der Zürcher Verlagsindustrie verbessern. Wie schon früher *Jakob Stutz* in seinem «Gemälde aus dem Volksleben» und selbst *Goethe* gezeigt hat, gibt auch die Heimarbeit der Persönlichkeit einen Raum zur Entwicklung. Nach allen Seiten sind jedoch die Versuchungen grösser als in der Landwirtschaft: Gleichförmig und monoton zieht sich die Arbeit hin; kein Termine des Tages- oder Jahreszeiten gleidern sie; rein quantitative, zweck-

rational festgelegte Arbeitsmasse geben Aufschluss über das Geleistete und die Grundlage für den Erwerb. Gross ist die Versuchung, sich selbst oder Familienmitglieder zu überbeanspruchen.

Mit Spannung darf man dem weitem Werke des Verfassers entgegensehen, das er dem 19. Jahrhundert widmen will, wo dann Turbine und Dampfmaschine und später gar die Elektrizität wieder ganz neue Voraussetzungen schaffen. Die starke Besiedlung von Gegenden, wie des Zürcher Oberlandes, des Toggenburgs, Appenzellerlandes und des westschweizerischen Juras ist heute noch auffällig und hauptsächlich aus dem von Braun eingehend gewürdigten Drang zu erklären, auch ohne landwirtschaftliches Grundeigentum ortsansässig bleiben zu können. Protestantisches Arbeitsethos schafft, wie auch vor allem *Max Weber* in seiner Abhandlung über «Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus» dartut, die innern Voraussetzungen hiezu. Die Schrift von Braun bietet eine Fülle von bestem und sorgfältigst gewürdigtem, einheimischem Beweismaterial. Er selbst, aber auch unzählige Pfarrer, Ökonomen und Politiker vergangener Jahrhunderte sind mit viel Aufopferung und Verständnis in diese für unser äusseres und inneres Zusammenleben ganz grundlegenden Probleme eingedrungen und damit der Volkskunde im besten Sinne des Wortes obgelegen. Hans Herold

Girod, Roger, et Rouiller, Jean-Frédéric

Milieu social et orientation de la carrière des adolescents. Deux parties. Genève 1961. Centre de recherches de la Faculté des sciences économiques de l'Université de Genève. 58 et 135 p. Ens. Fr. 24.-.

Die Genfer Soziologen haben sich zum Ziel gesetzt, einige Aspekte der sozialen Differenzierung im Pubertätsalter aufzuzeigen. Sie betrachten zu diesem Zwecke einen ganzen Jahrgang von Genfer Kindern. Es handelt sich um die zwischen dem 1. September 1942 und dem 31. August 1943 geborene Generation, die insgesamt 2547 Kinder umfasst. Die Forscher registrieren nun die Ausleseprozesse, die sich zwischen dem 12. und dem 17. Lebensjahr dieser Jugendlichen abspielten. Zweifellos haben sie damit einen Lebensabschnitt in den Griff bekommen, der für die spätere berufliche und soziale Schichtzugehörigkeit der Jugendlichen von grösster Bedeutung ist, fallen doch nach der Elementarschulperiode und am Ende der Schulpflicht wichtige Entscheidungen, wie die Wahl der weiterführenden Schule oder des Berufes.

Das Material für ihre Untersuchungen beschafften sich Girod/Rouiller hauptsächlich aus Schulkarteien und von amtlichen, mit Bildungsfragen betrauten Stellen. Es gibt Aufschluss über die Personalien des Schülers, Art und Stand seiner Bildung, Berufslehre usw. und über den Beruf des Vaters. Die Autoren sind sich bewusst, dass der Beruf des Vaters ein unvollständiger Indikator des sozialökonomischen Herkunftsmilieus ist. In weiteren Veröffentlichungen gedenken sie Religion, Wohngegend, Familienverhältnisse usw. als zusätzliche Untersuchungselemente heranzuziehen. Die vorliegenden zwei Bände sind lediglich als Anfang einer Serie von Veröffentlichungen gedacht. Sie enthalten ein überaus vielgestaltiges, detailliertes Zahlenmaterial und bieten eine Fülle an Informationen über ein bisher in der Schweiz eher vernachlässigtes Gebiet der Bildungs- und Schulsoziologie.

Die Untersuchung setzt ein am Ende des in Genf sieben Jahre dauernden Primarschul-Elementarunterrichtes. Sie hält fest, dass nur 58 % der in öffentlichen Schulen unterrichteten Kinder die ihrem Alter entsprechende Schulstufe erreicht haben, und zwar sind es 36,5 % der Kinder ungelernter Arbeiter, 47,5 % der Kinder gelernter Arbeiter, 61 % der Kinder aus dem Mittelstand und 77 % der Kinder von Angestellten, Kadern und Oberschicht. Die übrigen Kinder, also fast zwei Drittel des Nachwuchses der ungelernten Arbeiter und mehr als die Hälfte der Berufsarbeiterkinder, sind ein bis zwei Jahre im Rückstand.

Eine nächste Bestandesaufnahme erfolgt am Ende des achten Schuljahres. Sie informiert darüber, wie viele Prozent der Kinder aus einer bestimmten Sozialschicht in bestimmten Schulen anzutreffen sind. Girod benützt hiefür ein Sechsklassenmodell: Ungelernte Arbeiter, gelernte und angelernte Arbeiter, Mittelstand, Angestellte, Kader, Oberschicht. Unter dem Mittelstand versteht er vornehmlich die kleinen und mittleren Selbständigerwerbenden, zu den Kadern rechnet er höhere Angestellte, Lehrer, Techniker; zur Oberschicht zählt er die führenden Unternehmer und Manager sowie die Intellektuellen. Als Hauptergebnis der Untersuchung nach dem achten Schuljahr tritt zutage, dass dem wachsenden Sozialprestige ein steigendes Interesse an der Mittelschule klassischen Zuschnitts (mit Latein usw.) entspricht. Die Prozentsätze der Gymnasiasten – es handelt sich hier um «outflow-coefficients» – steigen von 4 % bei den ungelernten Arbeitern über 10 % bei den gelernten Arbeitern bis zu 62 % bei den «couches dirigeantes». Umgekehrt ist das Bild der Spezialklassen und der unteren Primarklassen, in denen sich die Zurückgebliebenen noch befinden. Hier finden wir die Hälfte der Kinder ungelernter Arbeiter, 39 % der Kinder gelernter Arbeiter, aber nur 14 % der Kinder aus der Oberschicht.

Am Ende der Schulpflicht, das heisst nach neun Schuljahren, sind 12 % der Söhne von Berufsarbeitern in der klassischen Mittelschule, 36 % in der lateinlosen unteren Mittelschule (« Collège moderne », ungefähr mit der deutschschweizerischen Sekundar-, Real- oder Bezirksschule zu vergleichen), 14 % in den oberen, abschliessenden Klassen der Primarschule, 24,5 % in Spezialklassen und 11 % in den unteren Klassen der Primarschule (zwei Jahre und mehr im Rückstand). Beim männlichen Nachwuchs der Oberschicht ergibt sich folgender Befund: Klassische Mittelschule 75 %, Collège moderne 19,5 %, Spezialklassen 1,5 %, untere Primarklassen 4 %.

Gesamthaft gesehen haben am Ende der Schulpflicht nur 36,5 % aller Schüler das Normalpensum erreicht. 30 % sind wohl in der Mittelstufe, aber mit einem Jahr oder zwei Jahren Rückstand, und 33,5 % sind nicht über Primar- und Spezialklassen hinausgekommen.

Der zweite Teil der Publikation befasst sich mit der Arbeits-, Berufslehr- oder Studienlaufbahn der Fünfzehn- bis Siebzehnjährigen. Die Autoren untersuchen auch, in welchem Masse die einzelnen Bildungsgänge gewechselt werden; sie entdecken dabei schwer übersteigbare Schranken. Immerhin wird in einem Fünftel der untersuchten Fälle der zunächst eingeschlagene Weg verlassen. Am stärksten ist diese Tendenz bei jenen Jugendlichen, die sich am Ende der obligatorischen Schulzeit direkt einer Beschäftigung zuwandten (44 %), am schwächsten bei den Lehrlingen (11 %).

Aufschlussreich ist wiederum die Sichtung der Siebzehnjährigen nach sozialer Herkunft einerseits und Bildungs- respektive Berufs- oder Arbeitsweg anderseits. Die ungelernten Arbeiter ordnen 7 % ihrer Kinder an die höheren Schulen Genfs ab, die gelernten 14 %, die Angestellten 39 %, der Mittelstand 28 %, die Kader 53 % und die Oberschicht 55 %. In manuellen und nichtmanuellen Arbeitsgebieten und in Berufs-

lehren jeglicher Art sind tätig: 81 % der Kinder ungelernter Arbeiter, 71 % der Kinder gelernter Arbeiter, jedoch nur 10 % der Kinder aus der Oberschicht.

Die Untersuchung erstreckt sich auch auf die soziale Struktur der einzelnen Schulen («inflow-coefficients» der Sozialschichten). Sie enthüllt ein sehr differenziertes Bild. Etwas vereinfacht lässt sich sagen, dass die Mittelschichten an allen höheren Schulen den statistisch zu erwartenden Anteil haben. Die Oberschicht ist an den Maturitätsschulen weit stärker vertreten als im Total der Bevölkerung. Die Handarbeiter, die zusammen 45 % der von Girod/Rouiller untersuchten Masse ausmachen, liefern 73 % der Spezialklassenschüler. In den höheren Schule sind sie wie folgt vertreten: Ecole des Arts et métiers 45 %, Ecole technique und Handelsschule 31 %, Maturitätsschule, naturwissenschaftliche Abteilung 28 %, Lateinabteilung 21 %, Klassische Abteilung 12 %.

Die Autoren unternehmen den spekulativen, aber trotzdem wertvollen Versuch, die von ihnen erfasste Generation nach Bildungsniveau, Herkunft und zukünftigem sozio-ökonomischem Status aufzugliedern, wobei sie natürlich den bis zum 17. Altersjahr getroffenen Entscheidungen endgültige Wirkung zuschreiben müssen. Sie folgern, dass der Bildungsgrad der Kinder aus den unteren Volksschichten noch weit vom Wünschenswerten entfernt sei.

Dieser Schluss drängt sich bei der Lektüre der Arbeit von Girod/Rouiller tatsächlich auf. Die Frage, warum die Schulbildung bei den Arbeiterkindern noch weitgehend im Argen liegt, wird durch die Studie der Genfer Soziologen nicht beantwortet, sondern erst aufgeworfen. Das Problem dürfte schwer zu ergünden sein. Es müsste versucht werden, die für die Schulkarriere des Kindes relevanten Elemente des Herkunftsmilieus präzise zu erfassen, auf messbare Intelligenz und Schulleistungen näher einzugehen und die Einwirkung der Schule auf das Kind genau zu studieren. Das sind keine Einwände gegen die Arbeit von Girod und Rouiller, denen das Verdienst zukommt, wichtiges Tatsachenmaterial gesammelt und klar dargestellt zu haben. Damit ist der Ausgangspunkt zur weiteren Erforschung des sozialen Selektionsprozesses in einem besonders interessanten Stadium gegeben.

Willi Schneider

Haber, L.F.

The Chemical Industry During the Nineteenth Century. A Study of the Economic Aspect of Applied Chemistry in Europe and North America. Oxford 1958. Oxford University Press. X, 292 p. 45 s.

Der Verfasser setzt sich zum Ziel, die Entwicklung der chemischen Industrie während des 19. Jahrhunderts in Europa und Nordamerika zu schildern. Dabei werden sowohl die wirtschaftspolitischen Aspekte dieses Themas als auch die eigentlich chemisch-wissenschaftlichen und technologischen Probleme in die Untersuchung miteinbezogen. Der Autor konzentriert seine Arbeit auf vier Hauptgruppen der chemischen Produktion, nämlich auf Schwefelsäure, Natriumcarbonat, Natriumhydroxyd und Chlorkalk, da vor allem von diesen vier Ausgangsprodukten das Wachstum der chemischen Industrie im 19. Jahrhundert abhing.

Zwei Zweige der chemischen Produktion werden besonders untersucht: die *Leblanc*-sche Sodaindustrie und die Anilinfarbenindustrie. Mit Recht weist der Verfasser darauf

hin, dass im Unterschied zur Gegenwart, in der die Entwicklung der Chemie durch die Forschung bestimmt wird, im 19. Jahrhundert Forschung und Praxis weitgehend getrennt arbeiteten. Wenn auch im vorliegenden Werk das Hauptgewicht auf der Praxis, d. h. auf der Darstellung der verschiedenen Produktionsverfahren liegt, erfährt doch die Entwicklung der wissenschaftlichen Forschung im 3. Kapitel (« The organization of scientific advance to about 1840 ») eine klare, gut zusammenfassende Würdigung.

Wiewohl es dem Verfasser nicht mehr möglich war, die ebenfalls 1958 erschienene « Geschichte des Geigy-Unternehmens von 1758 bis 1939 » in seine Untersuchung einzubeziehen, zeichnen sich die Abschnitte über die Entwicklung der Basler Chemie doch durch genaue, auf gründlichen Literaturkenntnissen (*L. Jaquet, P. Koellner, R. Baumgartner* etc.) fussende Angaben aus (Kapitel 4, ii; 8, ii). Bei der Erörterung der Standortsfrage wäre ergänzend noch auf die badische Textilindustrie hinzuweisen, die zusammen mit der bedeutenderen elsässischen Textilindustrie zu den Abnehmern der Basler Farbstoff-Fabriken gehörte (Seiten 44, 115). Der Quellenlage vor 1958 entsprechend erfährt die Entwicklung der CIBA eine sehr eingehende Würdigung, neben der sich die übrigen Basler Farbfabriken mit einer knappen Charakterisierung begnügen müssen.

Von besonderem Interesse ist schliesslich das Kapitel über die Arbeitnehmer in der chemischen Industrie (Kap. 12: « The workers in the nineteenth-century chemical industry »). Obwohl der Verfasser betont, keine umfassende « Social History » schreiben zu können, enthält dieser Abschnitt doch eine Fülle von Angaben über Arbeitsverhältnisse, Lohnfragen, Gewerkschaften sowie Sozialeinrichtungen in der chemischen Industrie der verschiedenen Länder. Dass die Angaben für die Basler Fabriken besonders präzise ausfallen, ist vor allem der öfters zitierten verdienstvollen Arbeit von *N. Wasilieff* (« Die Arbeitsverhältnisse in den Basler chemischen Fabriken », 1905) zu verdanken.

Das Buch hinterlässt den Eindruck eines auf Grund umfassender, die verschiedensten Sprachgebiete einschliessenden Quellen- und Literaturkenntnisse überlegenen gestalteten Werkes, das künftig für die Beurteilung der Entwicklung der chemischen Industrie unentbehrlich sein wird. Besonders wertvoll sind die zahlreichen statistischen Zusammenstellungen und Tabellen, die dem Buch den Wert eines Quellenwerkes verleihen, das von Nationalökonomien, Wirtschafts- und Wissenschaftshistorikern gleichermaßen mit Gewinn benutzt werden dürfte. Dieser gediegene Eindruck wird durch die typographisch sorgfältige und klare Gestaltung, die der Verlag dieser Publikation zukommen liess, unterstrichen.

Pietro G. Sohrmann

Desroche, Henri

Au pays du kibboutz. (La coopération dans le monde, 4.) Bâle 1960. Union suisse des coopératives de consommation. 267 p. Rel. Fr. 6.60.

Israel, das Land der Bibel, vermag seine Besucher auf eine ganz besondere, geradezu magische Art zu beeindrucken: Wer dieses Land einmal besucht hat, wird es nicht wieder los. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, dass schon so viele darüber geschrieben haben und noch darüber schreiben werden. Das vorliegende Buch nun, « Au pays

du kibboutz», hat ein ganz besonderes Verdienst. Sein Verfasser, Henri Desroche, wurde nicht wie die meisten andern Schreiber einfach von archäologischen Ausgrabungen oder biblischen Stätten gefesselt, sondern ihn beeindruckten die Kibbutzim am meisten, und darum hat er sein ganzes Buch den israelischen Gemeinschaftssiedlungen – die in ihrer Art auf der ganzen Welt einmalig sind – gewidmet.

Henri Desroche durchzog ganz Israel von Elath bis hinauf nach Jerusalem und zu den Hula-Seen. Überall suchte er Kibbutzim auf. Beim See Genezareth zum Beispiel Degania, Affikim, Ein Guev und Kfar Giladi. Auf eine frische, lebendige und unterhaltende Art erzählt er uns, was er da alles gesehen und erlebt hat. Mehr noch: In jedem Kibbutz und jedem Moshav (ich komme auf diese beiden Begriffe noch zurück) hat er bewundernswerte Forschungsarbeit geleistet. Über alles und jedes hat er sich eingehend unterrichten lassen: Die Gründung und Entstehung des Kibbutz', seine Bewohner, seine Entwicklung, seine Organisation, seine Abhängigkeit und Zugehörigkeit, seine Landwirtschaft und Industrie, sein Aufbau und Anbau, sein Tierbestand, seine Produktion usw. Wie die Stückchen eines Puzzles hat er alles nur Erfassbare zu einem umfassenden Bild zusammengetragen, das uns einen überzeugenden Eindruck gibt von der phänomenalen Arbeit, die die Israeli in ihren Gemeinschaftssiedlungen geleistet haben und noch leisten. Eigentlich sollte jeder Leser einmal einen Kibbutz besuchen und mit eigenen Augen sehen können, was da aus dem Nichts, aus Sand und Stein, aus Malariasümpfen geschaffen wurde! Es sind da Wunder vollbracht worden! Wenn einer einmal gesagt hat, Israel sei ein Land unbegrenzter Unmöglichkeiten, so hat er damit sicher nicht unrecht. Und diese unbegrenzten Unmöglichkeiten sind sozusagen alle in den Kibbutzim – so unmöglich die Unmöglichkeiten auch scheinen mochten! – durchgeführt und realisiert worden. Jeder Kibbutzimbesucher gerät in helle Begeisterung beim Anblick all dessen was da erreicht und vollbracht wurde. Auch bei Desroche spürt man durch alle Seiten des Buches die Begeisterung und Freude an der grossen Leistung der Israeli.

Es ist erstaunlich und unfassbar, dass es tatsächlich Israelbesucher gibt, die an all dem vorübergehen, in Israel gewesen sind, zwei und mehr Wochen, und keinen einzigen Kibbutz gesehen haben! Diese Leute sind sich nicht klar über die enorme Bedeutung des Kibbutz'. Den Kibbutzim verdankt der Staat Israel alles, auch seine Existenz. Die Kibbutzim sind Gemeinschafts- oder Kollektiv-Siedlungen und gleichzeitig auch Wehrsiedlungen. 1947 und 1948 behaupteten sie sich oft gegen 10- bis 20fache arabische Übermacht, obwohl die Israeli damals noch keine Artillerie und keine schweren Waffen besaßen.

Was ist nun eigentlich ein Kibbutz? Hören wir einen alten Pionier, einen Kibbutznik von Maale Hahamisha: «Wir waren 80 Leute – 68 Männer und 12 Frauen –, als wir 1938 hierher in dieses von der Siedlungsgenossenschaft (KKL) uns zugewiesene, mit Steinen übersäte Wüsten- und Malariagebiet kamen. Heute sind wir gegen 1000 Chaverim, eine Riesenfamilie. Keiner hat einen Lohn, keiner hat einen Besitz, alles gehört allen. Wir essen – die Erwachsenen – gemeinsam im Eßsaal. Die Kinder essen und wohnen in den Kinderhäusern. Wir alle, Männer und Frauen, arbeiten vom frühen Morgen im Kibbutz, auf den Feldern, in den Zitruspflanzungen. Für alles was wir brauchen, für alle unsere Bedürfnisse, sorgt der Kibbutz...» Wie nun aber im Kleinen und Kleinsten, und im Grossen, das Leben im Kibbutz sich gestaltet, das wird uns in Desroches Buch dargestellt und mit Vergleichen, Zusammenstellungen und Statistiken veranschaulicht.

Neben den Kibbutzim haben wir aber auch die Moshavim, – die dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Die Moshavim sind zahlreicher als die Kibbutzim und doch übergeht man sie oft, obwohl sie an Bedeutung den Kibbutzim nicht viel nachstehen.

1948, bei der Staatsgründung, gab es in Israel 176 Kibbutzim und nur 64 Moshavim. Aber schon neun Jahre später war die Zahl der Moshavim auf 270 gestiegen, während sich die Zahl der Kibbutzim nur auf 223 erhöhte.

Was ist nun ein Moshav? Um hierauf zu antworten, muss man unterscheiden zwischen Moshav shitufi und Moshav ovdim. Wenn in einem Kibbutz die Häuser, das Land, die Maschinen und Fahrzeuge, kurz alles der Allgemeinheit gehört und alle Arbeiten gemeinsam verrichtet werden, so ist es in einem Moshav ovdim entfernt ähnlich wie bei uns in den Dörfern: Der Israeli besitzt das Haus, das Land (Besitz des KKL) steht ihm zu freier Bebauung zur Verfügung. Die Maschinen und Fahrzeuge, der Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte, das ist dann alles wieder gemeinsame Sache, wie auch der Schulunterricht und vieles mehr.

Fassen wir das Wesentlichste zusammen: Im *Kibbutz*: kollektive Arbeit – gemeinsames Essen; Eltern und Kinder wohnen nicht beisammen; der Kibbutz sorgt für die Bedürfnisse aller seiner Bewohner. Im *Moshav ovdim*: selbständige Arbeit (travail personnel); eigenes Familienleben (die Familie wohnt beisammen); die Familie sorgt selbst für ihre persönlichen Bedürfnisse. Das *Moshav shitufi* steht zwischen Kibbutz und Moshav ovdim: die Familie wohnt beisammen, besitzt aber das Haus nicht; die Arbeitseinteilung ist weitgehend kollektiv. Nur 17 solcher Dörfer gibts in Israel.

Im Moshav Nahalal fragte Henri Desroche eine Frau und Mutter: «Wie lange arbeiten Sie jeden Tag?» – «Mindestens zwölf Stunden,» gab sie ihm zur Antwort. «Aber im Kibbutz, da hätten Sie nur acht Stunden zu arbeiten!» – «Ja, sicher, aber zwölf Stunden im Moshav sind weniger anstrengend als acht Stunden im Kibbutz. Ausserdem sind wir hier unsere eigenen Meister.»

Sebastian Steiger

Wagenlehner, Günther

Das sowjetische Wirtschaftssystem und Karl Marx. Köln und Berlin 1960. Verlag Kiepenheuer & Witsch. 353 S. DM 15.80.

Neben den «Gesprächen mit russischen Menschen», welche *Josef Novak* unter dem Titel «Uns gehört die Zukunft, Genossen» vor kurzem veröffentlichte und welcher Bericht erschreckende Einblicke in den brutalen Machtwillen der Mitglieder der herrschenden regierenden Klasse der UdSSR gewährt, ist die vorliegende Studie über das sowjetrussische Wirtschaftssystem unseres Erachtens eine der wichtigsten Arbeiten, welche im Jahre 1960 über Sowjetrussland erschienen sind. So beschränkt auch die Möglichkeiten sind, sich aus der offiziellen russischen Statistik ein klares Bild über den realen Zustand der russischen Wirtschaft zu verschaffen, so hat es der Verfasser doch verstanden, nicht nur das russische Wirtschaftssystem mit den Lehren von Karl Marx zu konfrontieren, sondern auch eine sachlich bedeutsame Analyse der wirtschaftlichen Verhältnisse Sowjetrusslands zu erarbeiten.

In 14 Kapiteln wird das umfangreiche Thema abgewandelt. Die «Sowjetische Legendenbildung» umreist einleitend die Mythen der geschichtlichen Notwendigkeit, der Einzigartigkeit des Wirtschaftssystems und der angeblichen Verwirklichung marxistischer Ideen. Im zweiten Kapitel über «Das Eigentum an den Produktionsmitteln» werden nicht nur die verschiedenen Formen des öffentlichen Eigentums, sondern auch die Preisbildung und die Rentabilität der sowjetischen Wirtschaft be-

sprochen. Das dritte Kapitel ist der Planungstheorie und Planungspraxis gewidmet, das vierte behandelt die Stellung des Betriebes und die Produktivität in der Industrie, im fünften Kapitel über «Die Landwirtschaft» werden die Kollektivwirtschaften (Kolchosen) und die Staatsbetriebe (Sowchosen) und ihre Leistungen behandelt. Es folgen Kapitel über Binnen- und Aussenhandel, den «Haushaltsplan als ökonomisches Hauptinstrument der Sowjetregierung», die sozialistische Produktionsweise, Geld und Kredit und den Kreislauf des Kapitals, die Verteilung und Entlohnung der Arbeitskräfte, die Verteilung des Nationaleinkommens, die Klassenstruktur der Sowjetgesellschaft, ökonomische Gesetze des Sozialismus, die Gegenwartsprobleme der Sowjetwirtschaft vor allem im Hinblick auf den Übergang von der extensiven zur intensiven Planung und abschliessend im «Weg zum Kommunismus» der Siebenjahresplan 1959 bis 1965 und das Verhältnis von Kapitalismus und Sozialismus, das zur «Gegenüberstellung von Freiheit und kommunistischem Totalitarismus» geworden ist.

Aus der reichen Fülle der gebotenen Daten und exakten Analyse können nur einige Kernpunkte herausgegriffen werden. «Im Jahre 1950 befanden sich nach sowjetischen Angaben 91 % aller Produktionsmittel (das gesamte Land, Eisenbahn, Schifffahrt, Luftfahrt usw., Banken, 212 000 Fabriken, Bergwerke und Gruben, 5800 Sowchosen und 8000 Maschinen- und Traktorenstationen, Handels-, Erfassungs- und Kommunalbetriebe, der Hauptbestand der Wohnhäuser) in Staatsbesitz, 8,4 % waren Eigentum von Genossenschaften (78 900 Kolchosen, 16 000 Gewerbe-genossenschaften, 23 000 Handelszentralen), 0,6 % in Privateigentum (100 000 Kleinbauern sowie Einzelhandwerker)» (S. 17/18). Der durch die kommunistische Partei gelenkte Staat «bestimmt sowohl Art und Umfang der Produktion wie auch die Verteilung des erzeugten Gesamtproduktes an die verschiedenen Schichten des Volkes» (S. 21). Die Marxsche Produktionsformel $c + v + m = P$ (konstantes Kapital + variables Kapital + Mehrwert = Gesamtprodukt) wird dem sowjetischen Gesamtprodukt zugrunde gelegt als Summe von Produktionsfonds + Lohnfonds + zentralisiertem Reineinkommen (S. 23). Die Preisbildung geht von den Selbstkosten aus. Die Handelskosten sind gering, da keine Absatzwerbung notwendig ist. Die Warenpreise werden durch die Umsatzsteuer reguliert und «an die Erfordernisse der Wirtschaft» angepasst. Das Wertgesetz reguliert «lediglich die Preise auf den kollektivwirtschaftlichen Märkten» (S. 27). In der Praxis gleicht der «Staat das unrationelle Verhalten in der Wirtschaft durch die Festsetzung höherer Verbraucherpreise aus» (S. 30). Der «Begriff „Rentabilität“ kann in der Sowjetunion nur in Form einer volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung ausgedrückt, aber weder auf den einzelnen Betrieb noch als Vergleich mit anderen Wirtschaftssystemen gebraucht werden» (S. 31). In der Planungsperiode von 1929–1957 herrschte «ein unvorstellbarer Raubbau an Bodenschätzen und an Arbeitskräften, war die Sowjetwirtschaft unrationell» (S. 40). Der Anteil der Produktion von Produktionsmitteln an der Bruttonproduktion stieg von 39,5 % im Jahre 1958 bis auf 70,6 % im Jahre 1955 (S. 37). Da nichts ohne Befehl und Plan geschehen kann, ist die Planungspraxis durch schwere Mißstände gekennzeichnet, welche in der Diskussion des Jahres 1957 über die zentralisierte Planwirtschaft bekannt wurden. Ein Beispiel unter vielen: «Seit mehr als zwei Jahren hatte der Direktor einer Marmeladenfabrik alle Pläne übererfüllt und in reichem Masse Anerkennungen dafür erhalten. Plötzlich stellte man durch eine unvorhergesehene Kontrolle fest, dass diese Fabrik in Wirklichkeit gar nicht existierte. Der findige Direktor hatte zusammen mit mehreren Komplizen die zur Produktion gelieferten Rohmaterialien auf dem schwarzen Markt verkauft und sich dadurch die nötigen finanziellen Mittel verschafft zur Erfüllung des Ablieferungssoll an den Staat, um seine Vorgesetzten zu bestechen und genügend Geld für sich und seine Mitarbeiter zu er-

übrigen» (S. 60). Die Arbeitsproduktivität des russischen Arbeiters betrug 1955 nur 40 % jener des amerikanischen Arbeiters und hat sich seit 1936 nicht geändert (S. 68). 1950 entfielen in Sowjetrußland 62 % aller Arbeiter und Angestellten auf Betriebe mit über 1000 Beschäftigten gegenüber bloss 42 % der Arbeiter in den USA (S. 71). «36 Jahre Sowjetmacht haben also das Kunststück fertiggebracht, einen Agrarstaat mit unvorstellbaren Möglichkeiten in ein landwirtschaftliches Notstandsgebiet zu verwandeln, das auf die Einfuhr von Nahrungsmitteln angewiesen ist» (S. 57), weil 1953 der Rinderbestand mit 57 Millionen geringer als 1928 mit 60 Millionen war und der Ertrag der Hektare an Getreide von 1910/14 bis 1949/53 nur von 7 auf 7,7 Pud gesteigert werden konnte. Nach 1953 nahm bis 1955 der Bestand an Grossvieh um 10 Millionen Stück zu, der Zuwachs in den Privatwirtschaften betrug dabei 9,2 Millionen Stück (S. 103). Seit 1956 werden die privaten Nebengewirtschaften der Kolchosbauern wieder stark reduziert. Der Aussenhandel der UdSSR mit kommunistischen Ländern schwankt zwischen 81 und 76 % des gesamten Aussenhandels (S. 120), der im Jahre 1954 bloss 4 % des Welthandels betrug. Danach erreicht der Aussenhandel der UdSSR mit nichtkommunistischen Ländern nur 0,9 % des gesamten Welthandels (S. 122). «Die Gesamtsumme der vom Ostblock gewährten langfristigen Kredite wird oft überschätzt... In Wirklichkeit handelt es sich bei dem grössten Teil der angegebenen Kreditsumme um versprochene Kredite, die teilweise erst bis 1965 realisiert werden sollen» (S. 133). Das Gesamtbudget der UdSSR von 643 Milliarden Rubel für das Jahr 1958 umfasst 374 Milliarden Abgaben der Bevölkerung (301 = Umsatzsteuer, Rest Anleihen, direkte Steuern, Spareinlagen), 158 Milliarden Abgaben der Staatsbetriebe und Kolchosen, 111 Milliarden sonstige Einnahmen (Versicherung, Holzverkäufe, Mieten usw.). Die Ausgaben für Kultur und Sozialwesen (Wissenschaft 15 Milliarden, Schulen, Wohnungsbau 37 Milliarden, Gesundheit, Sozialversicherung) betragen 250 Milliarden, für die Wirtschaft 235 Milliarden (Landwirtschaft, Industrie, Rüstungsausgaben der Schwerindustrie inbegriffen) und für den Staat 158 Milliarden (96 für die Verteidigung, 62 für die Verwaltung usw.). «Somit entpuppt sich der russische Staatshaushalt als das Mittel, die Ausbeutung des russischen Volkes zu verwirklichen... Und damit der Arbeiter nicht so sehr an der zwangsläufigen Folge dieser Ausbeutung – einem niedrigen Lebensstandard – zu tragen hat, darf er auch noch den eigens zu seiner Verdummung eingerichteten Propagandaapparat der Regierung finanzieren, der die Sowjetmenschen ständig anhält, sich für die an ihnen verübte Ausbeutung noch zu bedanken» (S. 165). Die neue Sowjetbourgeoisie setzt sich zusammen aus den Funktionären der Kommunistischen Partei, Wissenschaftlern, Forschern, Künstlern, Offizieren. «Die Macht der herrschenden Klasse ist delegiert an die Wirtschaftsfunktionäre und die Staatsfunktionäre. Das gemeinsame Anliegen aller sowjetischen Funktionäre besteht darin, den ausgebeuteten Massen die Fiktion des Arbeiter- und Bauernstaates glaubhaft zu machen» (S. 240). «Die Sowjetunion steuert einer Situation zu, in der die besitzlose und politisch rechtlose Masse der Proletariat (Arbeiter, Bauern, Gefangene) unterschiedslos der herrschenden Klasse gegenübersteht» (S. 250). Da die Geburtenziffer seit 1926 ständig sinkt, die Arbeit in den Kolchosen praktisch von den Frauen gemacht wird, alle Arbeiterreserven in den Produktionsprozess eingespannt sind, heissen die Forderungen an die Wirtschaft nicht mehr: «Produktion um jeden Preis, sondern: Erhöhung der Arbeitsproduktivität, Senkung der Selbstkosten, rationellere Ausnutzung der Bodenschätze, Kampf gegen Verschwendung und Produktionsverluste, Abbau der Bürokratie! Vergrösserung der Initiative der unteren Wirtschaftsorgane» (S. 272 ff.). Die extensive Planungsepoche unter *Stalin* soll mit dem Siebenjahrplan 1959–1965 durch eine Intensivierung der landwirtschaftlichen und industriellen Produktion abgelöst

werden. Abschliessend betont der Verfasser: « In letzter Instanz hängt es von uns ab, wie sich die Zukunft der Menschheit entwickelt. Es gilt zu erkennen, dass die Auseinandersetzung zwischen Kommunismus und Freiheit durch die blosse Feststellung des reaktionären Charakters des Sowjetsystems, auch wenn sie bewiesen wird, nicht entschieden wird. Die Kommunisten werden sich dadurch sicherlich nicht von ihrem Fortschrittswahn abbringen lassen. Andererseits ist es aber ebenso sicher, dass wir die geistige Auseinandersetzung mit dem Kommunismus im Kern bereits entschieden haben, wenn wir an sie vom Standpunkte der Tatsachen aus herangehen, nämlich vom Standpunkt der moralisch überlegenen, fortschrittlicheren und erfolgreicherer Gesellschaftsordnung. Denn dieser Standpunkt verleiht uns das Selbstbewusstsein und das Selbstvertrauen, das wir benötigen, um in dieser langwierigen Auseinandersetzung zu bestehen. »

Emil J. Walter

Strecker, Heinrich

Moderne Methoden in der Agrarstatistik. (Einzelschriften der Deutschen Statistischen Gesellschaft, Nr. 8.) Würzburg 1957. Physica Verlag. 141 S. DM 17.50.

Diese gründliche Arbeit ist der Anwendung des Stichprobenverfahrens in der landwirtschaftlichen Statistik Deutschlands gewidmet. Eindrücklich zeigt der Verfasser die besonderen Vorteile dieser Zählungsmethode auf den einzelnen Gebieten der Agrarstatistik, wie der Betriebszählung, der Statistik der familieneigenen Arbeitskräfte, der Ermittlung der Getreide- und Kartoffelernte, der Obstertragsstatistik, der Viehzählungen und Milchwirtschaftsstatistik, wobei jedem Kapitel ein geschichtlicher Abriss vorausgestellt wird. Vor allem erwies sich dieses neuzeitliche Verfahren als geeignet zur Entlastung der Gemeindeerhebungsstellen, zur Einsparung von Erhebungs- und Aufbereitungskosten, zur schnellen Beschaffung zusätzlicher und genauer Informationen, deren Gewinnung durch Vollerhebungen nicht zeitgerecht oder überhaupt nicht tragbar sind.

Aber auch die Grenzen in der Anwendung des Stichprobenverfahrens werden nicht verschwiegen. Wenn etwa aus administrativen oder agrarpolitischen Gründen Angaben für kleine Gebietseinheiten, wie Gemeinden, Bezirke usw., benötigt werden, so wird die Vollerhebung immer noch das zweckmässigste Verfahren bleiben, ganz abgesehen davon, dass vielfach nur unter Zuhilfenahme der Zahlen einer vorausgegangenen Vollerhebung die Auswertung von Stichprobenergebnissen möglich ist. Eingeengt wird das Anwendungsgebiet der Stichprobenmethode auch durch die meist wenig Kosten verursachenden Sekundärstatistiken, die bei den Verwaltungsmaßnahmen der Behörden oder aus der Tätigkeit der privaten Selbsthilfeorganisationen anfallen.

Das mit zahlreichen Beispielen aus der Praxis ausgestattete Werk verdient weiteste Beachtung.

Hans Brugger

Stichproben in der amtlichen Statistik

Herausgeber: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden. Stuttgart und Mainz 1960. Verlag W. Kohlhammer. 626 S.

Diese Veröffentlichung ist eine Gemeinschaftsarbeit des Deutschen Statistischen Bundesamtes und der deutschen Statistischen Landesämter. Sie wendet sich an einen breiten, ausbildungsmässig sehr unterschiedlich zusammengesetzten und verschiedenartig an Stichproben interessierten Leserkreis. Aus diesem Grunde wurde das Buch in drei Teile gegliedert: in einen Allgemeinen Teil, einen Besonderen Teil und einen Technischen Anhang.

Im Allgemeinen Teil werden bewusst mehrere Stufen der textlichen Ausführlichkeit nebeneinander verwendet. Vorerst wird eine allgemeinverständliche, formellose Einführung in die Prinzipien des Stichprobenverfahrens gegeben. Es folgt eine methodische Übersicht über seine vielfältigen Formen und anschliessend einige Ausführungen über die theoretischen Grundlagen. Diese werden in einem Technischen Anhang ergänzt, der nicht nur die wichtigsten Formeln, sondern auch einige graphische Tafeln zur Vereinfachung der Planung von Stichprobenstatistiken enthält.

Der Besondere Teil, der allein 400 Seiten umfasst, enthält Einzeldarstellungen von (echten), praktisch durchgeführten Stichprobenerhebungen. Es sind also grundsätzlich nur solche Statistiken aufgenommen, die auf einer Zufallsauswahl beruhen. Behandelt werden die Gebiete Bevölkerung, Erwerbstätigkeit, Wahlen, Ernährung, Landwirtschaft, Industrie, Handwerk, Bau- und Wohnwesen, Handel, Verkehr, Öffentliche Fürsorge, Öffentliche Finanzen, Steuern, Löhne, Haushaltrechnungen. Dabei sind die Darstellungen grundsätzlich so gehalten, dass das Ziel der Statistik und die methodischen Besonderheiten möglichst auch demjenigen Leser verständlich werden, der das jeweilige Fachgebiet nicht genau kennt.

Dieser Band wurde nicht als Lehrbuch geschrieben. Auf die streng systematische Entwicklung der Verfahren und auf die Ableitung der Formeln wurde bewusst verzichtet. Überschneidungen kommen öfters vor. Aus der Praxis entstanden und für die Praxis bestimmt, bilden diese Ausführungen eine willkommene Ergänzung zu den bereits bestehenden, bekannten Lehrbüchern über das Stichprobenverfahren. Sie zeigen, wie erstaunlich häufig diese Methode bereits in der amtlichen deutschen Statistik verwendet wird.

H. Wiesler

Henrysson, Sten, Haseloff, Otto, und Hoffmann, H.J.

Kleines Lehrbuch der Statistik für Naturwissenschaftler, Mediziner, Psychologen, Sozialwissenschaftler und Pädagogen. Berlin 1960. Walter de Gruyter & Co.
173 S. Geb. DM 24.-.

Das Buch ist eine kleine recht geschickte Einführung in die gebräuchlichsten statistischen Methoden, welche in der letzten Zeit immer mehr mit gutem Erfolg in der Psychologie, Biologie, Medizin und den Sozialwissenschaften angewandt werden.

Nach einer Einleitung über die Entwicklung der statistischen Methoden gliedert sich das Buch in 3 Teile:

Der erste Teil (« Statistische Beschreibung ») handelt von der Beschreibung einer und mehrerer statistischer Massen mit Hilfe der üblichen Characteristica, wie Mittelwerte, Streuungsmasse, Korrelationsmasse usw. Hier wäre es wünschenswert, bei einer Neuauflage den wichtigen Abschnitt über die Normalverteilung noch etwas stärker im Hinblick auf die allgemeinen Verteilungen auszubauen. Dagegen kann das Kapitel IV, « Rechnen mit geschätzten statistischen Masswerten », wesentlich gekürzt werden. Hervorzuheben sind die Ausführungen über Scheinkorrelationen (S. 75).

Im zweiten Teil (« Statistische Analyse ») werden die Zeitreihen, die Anfangsgründe der Stichprobentheorie, die Prüfung von Hypothesen, das χ^2 -Verfahren, die Varianzanalyse, die Versuchsplanung sowie die Faktorenanalyse teils in allgemeiner Form, teils anhand von kleinen Rechenbeispielen abgehandelt. Der für den Sozialwissenschaftler so wichtige Abschnitt « Zeitreihen » ist sehr knapp gehalten, und auf die wichtigen Zerlegungsverfahren, wie die mechanischen, analytischen Methoden, wurde nicht eingegangen. Die Inter- und vor allem die Extrapolation (Prognose) wirtschaftsstatistischer Daten wurde zu einfach dargestellt. Eine Reihe von schwierigen Problemen ist hier noch ungelöst. Bei der Analyse einer Zeitreihe soll man nach Möglichkeit mehrere Zeitreihen heranziehen, um die Schlüsse auf ihre Widersprüche zu prüfen. Im Kapitel XII, « Prüfung von Hypothesen », sind an kleinen übersichtlichen Rechenbeispielen die verschiedenen Prüfungsmodelle – Nullhypothese und Alternativhypothese – gut herausgearbeitet.

Das Buch schliesst mit einem dritten Teil (« Übungen und Arbeitshilfen »), welcher gerade für den statistischen Anfänger von grösstem Wert ist, ab. Der Leser kann sich hier in der Anwendung der besprochenen statistischen Verfahren anhand von kleinen, nicht allzu umfangreichen Aufgaben üben, was zweifellos wesentlich zum besseren Verständnis der statistischen Methodik beiträgt. Hierbei muss man sich stets davor hüten, statistische Methoden kritiklos und formal anzuwenden. Zur Selbstkontrolle sind am Schluss dankenswerterweise die Lösungen der einzelnen Übungsaufgaben noch mitgeteilt.

An mathematischer Vorbildung wird wenig vorausgesetzt, und jeder Abiturient müsste den Ausführungen ohne weiteres folgen können. Gewarnt muss jedoch vor der Annahme werden, dass jeder Leser, der das Buch verstanden hat, nun auch als ein perfekter Statistiker anzusehen ist. Das Buch ist lediglich als eine erste Einführung gedacht. Bei schwierigeren statistischen Problemen ist stets ein erfahrener Statistiker zu Rate zu ziehen. Bei einer Neuauflage wären die Beispiele durch einige aus den Wirtschaftswissenschaften zu ergänzen und die Fachausdrücke mit denen aus dem « Dictionary of Statistical Terms » von *M. G. Kendall* und *W. R. Buckland* (1957) abzustimmen. Ferner wurde auf manche für den Sozialwissenschaftler wichtige statistische Methoden nicht eingegangen, wie Indexrechnung, Verhältniszahlen, Organisation und Technik statistischer Erhebungen, tabellarische und graphische Darstellung statistischer Massen. Dadurch ist das Buch für den Sozialwissenschaftler nur bedingt als ein « Kleines Lehrbuch der Statistik » anzusehen. Hier dürften *H. Kellerers* « Statistik im modernen Wirtschafts- und Sozialleben » (1960 in « Rowohlt's deutsche Enzyklopädie » erschienen) und der Götschen-Band « Allgemeine Methodenlehre der Statistik I » von *J. Pfanzagl* (Berlin 1960) wertvolle Ergänzungen sein. Heinrich Strecker

Verhandlungen der 15. wirtschaftswissenschaftlichen Tagung in Bad Ischl. Hg. von Ernst Lagler. Berlin 1961. Duncker & Humblot. 164 S. DM 19.80.

Erst drei Jahre sind seit dem Scheitern der Verhandlungen um eine grosse Freihandelszone vergangen. Frankreich wollte damals zu keiner loseren Integrationsform Hand bieten, als im Römer Vertrag vorgesehen war. Andererseits erklärten sich alle west-europäischen Länder ausserhalb der EWG ausserstande, ihre Zölle und anderes zu harmonisieren, denn sie wollten ihre nationale Selbständigkeit auf allen diesen Gebieten intakt halten. Im Sommer 1959 kam es zur Gründung der EFTA. Damit gedachte man, einen Gegendruck auf die EWG auszuüben, um diese zum Einlenken zu bewegen. Ausserdem wollte man den Zweiflern im andern Lager beweisen, dass eine Freihandelszone durchaus realisierbar sei, und letzten Endes wollten die EFTA-Mitglieder durch die Integration im kleinen den Schritt in einen zukünftigen grosseuropäischen Markt erleichtern. Nur zwei Jahre später haben indessen Grossbritannien und Dänemark das Gesuch um Aufnahme in die EWG gestellt, und auch die andern EFTA-Partner sind anscheinend bereit, gemeinsame Aussenzölle und allenfalls weitere Harmonisierungsmassnahmen zu akzeptieren. Auf der andern Seite ist zwar der Zollabbau in der EWG beschleunigt worden, gleichzeitig ist aber der Integrationsprozess in verschiedenen anderen Bereichen – Landwirtschaft, Verkehr, Wettbewerb usw. – praktisch stecken geblieben, und der Supranationalität ist «l'Europe des patries» entgegengestellt worden. Die europäische Integration ist also in den letzten drei Jahren keine geraden Wege gegangen, sondern ganz im Gegenteil hat eine unerwartete Schwenkung die andere abgelöst.

Unter solchen Umständen greift vielleicht mancher nur mit Zögern zu einem Buch über Integrationsfragen, dessen Inhalt bereits vor mehr als einem Jahr geschrieben bzw. vorgetragen worden ist, nämlich an der 15. wirtschaftswissenschaftlichen Tagung in Bad Ischl im Herbst 1960. Das Zögern ist aber völlig verfehlt – ja, die meisten Referate dürften, besonders in manchen schweizerischen Kreisen, heute sogar auf mehr Verständnis stossen als damals, steht doch schon im Vorwort: «Jeder echte Brückenschlag zwischen europäischen Teilintegrationen ist nicht ohne Angleichung der Aussenhandelszollsätze denkbar...», und «Im integrierten Wirtschaftsraum findet eine autonome Wirtschafts- und Konjunkturpolitik ihre Schranken...».

Theodor Pütz (Wien) behandelt in seinem Referat die sozialen Probleme der Integration und unterstreicht, dass in einem einheitlichen Markt die Löhne nicht über einen Leisten geschlagen werden müssen, sondern je nach der Arbeitsproduktivität eine ganz unterschiedliche Höhe aufweisen können. *Alfred Gutersohn* (St. Gallen) zeigt, dass Handwerk und gewerblicher Handel neben den durch die Integration besonders geförderten Grossbetrieben durchaus zu bestehen vermögen. Sie füllen mit ihren differenzierten, individuellen Leistungen die Lücken aus, welche die Massenproduktion im Angebotssortiment offen lässt. Allerdings dürfen die Preise der Individualleistungen nicht allzuweit über denjenigen der Massenprodukte liegen. *Herbert Kötter* (Bonn) prüft die europäische Integration und die Entwicklungsländer unter agrarpolitischen Aspekten. Er wendet sich gegen den Agrarprotektionismus in Europa, und zwar nicht nur, weil er das wirtschaftliche Wachstum hemmt, sondern weil er sonst eine politische Isolierung Europas namentlich gegenüber den unterentwickelten Ländern hervorrufen würde. Dazu wäre allerdings zu bemerken, dass von einer Liberalisierung

im Agrarsektor weniger die unterentwickelten Länder in den tropischen Zonen profitieren würden, als vielmehr hochentwickelte Länder, wie die USA, Kanada, Neuseeland usw., deren Agrarprodukte in direkter Konkurrenz mit den in Europa erzeugten (und geschützten) Produkten stehen. *Wilhelm Weber* (Wien) forscht nach den Möglichkeiten und Grenzen einer harmonisierten Wirtschaftspolitik in Europa. Er stellt das Ungenügen einer bloss aussenwirtschaftlichen Harmonisierung fest. Zu Recht betont er, dass jede ökonomische Integration mit der Lösung des Zahlungsbilanzproblems steht oder fällt. Wenn man indessen die Wechselkurse nicht frei schwanken lassen oder gar eine gemeinsame Währung einführen will, drängt sich die harte Notwendigkeit einer weitgehend koordinierten Wirtschaftspolitik auf. Diese hätte sich auf die Geld- und Kreditpolitik, auf die Konjunktur- und Wachstumspolitik, auf Teile der Finanzpolitik und gewisse Sektoren der Sozialpolitik zu erstrecken. *Weber* schliesst mit der Bemerkung: «Sollten EFTA und EWG eine Zollunion eingehen, so wäre kein Partner der EFTA im Hinblick auf seinen Neutralitätsstatus am Mitgehen gehindert. Es sei denn, diese Zollunion würde nach dem Buchstaben und dem Geist der EWG leben wollen.»

Walter Heinrich (Wien) behandelt das heikle Thema «Zentralismus und Dezentralisation». Er ist überzeugt, dass starke supranationale Behörden mit klar abgegrenzten Kompetenzen im Interesse der kleinen Mitgliedländer liegen, weil dadurch der Macht der grossen Mitgliedländer Schranken gesetzt werden. «Je unbestimmter die Dinge hinsichtlich der Souveränitätseinschränkungen und der Vollmacht supranationaler Organe liegen, desto grösser ist die Gefahr, dass die Mächtigen sich... durchsetzen.» *Heinrich* vertritt damit Ansichten, die auch von der schweizerischen Europa-Union vorgebracht werden. Gegenüber einem europäischen Parlamentarismus ist er skeptisch eingestellt. «Zur Unterstützung dieses Eintretens für weniger parlamentarische und mehr personalistische Führungsgremien und Institutionen sei die Tatsache angeführt, dass beispielsweise in den USA – übrigens auch in vielen anderen Staaten – ein Umbau, eine Reform der Demokratie insofern eingetreten ist, als bisher bei den parlamentarischen Körperschaften gelegene Aufgaben auf versachlichte, ausser- und überparlamentarische Einrichtungen verlagert worden sind. Man denke an den Nationalen Sicherheitsrat, an den Obersten Wirtschaftsrat, an den Rat für auswärtige Wirtschaftspolitik, an das Amt für Rüstung, aber auch an die Hearings und Expertenkommissionen – alles sehr stark personalistische, unbürokratische Führungs- und Beratungsinstanzen. Alle diese Räte und Instanzen haben die Möglichkeit, in Gestalt von braintrusts geeignete Sachverständige heranzuziehen und so sachlich begründete, langfristige politische und wirtschaftspolitische Entscheidungen zu fällen. Es scheint das angesichts der notorischen Überlegenheit der östlichen Führungsformen und der Geschlossenheit des kommunistischen Konzepts unvermeidlich zu sein, wenn der Westen überhaupt im Spiel bleiben will» (S. 41).

Gewissermassen als Kontrapunkt dazu stellt *Karl C. Thalheim* (Berlin) die Wirtschaftsintegration im Ostblock dar. Den Abschluss bildet ein Beitrag von *Franz Nemeschak* (Wien) über Österreich und die europäische Integration. Er betrachtet eine politisch neutrale Zollunion als «die realistischste, am ehesten zu einer wirtschaftlichen Integration Europas führende Konzeption» und fügt hinzu: «Ich könnte mir vorstellen, dass sich die europäischen Politiker auf höchster Ebene über einen „Brückenschlag“ zwischen EWG und EFTA grundsätzlich einigen und vielleicht einen multilateralen Rahmenvertrag schliessen, der durch bilaterale Abkommen, die auf die spezifischen Probleme und Möglichkeiten der einzelnen EFTA-Länder Bedacht nehmen, zu ergänzen wäre» (S. 163).

Der Sammelband enthält eine ganze Reihe von geradezu provozierenden Ideen und Vorschlägen; aber es spricht für sie, dass manche davon heute eher noch aktueller sind wie vor einem Jahr, als sie in Bad Ischl vorgetragen wurden. Alfred Nydegger

Straub, Emil

Die Kleinen vor der wirtschaftlichen Integration Europas. (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft der Inlandindustrie, Heft 4.) Zürich 1961. 76 S. Fr. 8.—.

Die vorliegende Schrift von Emil Straub befasst sich mit der europäischen Integration in all ihren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Aspekten. Die Problemstellung ist scharf und klar herausgearbeitet. Die einzelnen Kapitel befassen sich mit der *Zollbefreiung*, der besondern Tragweite des Konzentrationsprozesses für die Schweiz, den *Wettbewerbsregeln*, der *Freizügigkeit* (Freizügigkeit und Kleinstaat, Freizügigkeit der Arbeitskraft, Niederlassungsfreiheit der Unternehmungen, Ausverkauf von Grund und Boden), den *gesellschaftlichen Problemen* (u. a. Probleme der räumlichen Konzentration und Umschichtung, Abbau der Institutionen und Traditionen, Ansteigen der Desorganisationsgefahren, Probleme der Überfremdung und der Massenpropaganda). Schliesslich werden in der vortrefflich geschriebenen Abhandlung die *politischen Aspekte* behandelt (wirtschaftliche Unabhängigkeit und politische Selbstbestimmung, Beeinträchtigung der Neutralitätspolitik, Abbau des Föderalismus, Abwertung der Gemeinde).

Es ist sehr verdienstlich, dass der Autor den Mut aufgebracht hat, einmal die negativen Seiten der Integration herauszuschälen. Vom Standpunkt unseres helvetischen Kleinstaates aus betrachtet, kommt der Verfasser zu eher pessimistischen Ergebnissen. Es ist unmöglich, Straub in einer üblichen Besprechung gerecht werden zu können, da jedes Kapitel seines Buches eine eingehende Besprechung verdienen würde. Es ist zu hoffen, dass die Arbeit Straubs möglichst viele Leser findet, die sich mit ihr in sachlicher und gründlicher Weise auseinandersetzen. Gerhard Winterberger

Chernoff, Herman, and Moses, Lincoln E.

Elementary Decision Theory. New York 1959. John Wiley & Sons, Inc. XV, 364 p. \$ 7.50.

Schlaifer, Robert

Probability and Statistics for Business Decisions. New York 1959. McGraw-Hill Book Company, Inc. XII, 732 p.

During the last fifteen years research in statistical methods has undergone a redirection which can fairly be described as revolutionary. This redirection is important to economists not only because it places statistical methods on a logically sounder basis, but also, as will be argued below, because it provides a major point of contact between statistical and economic theory. However, until now the new view of statistics has affected

the work of economists only peripherally and many economists appear to be quite unaware of the new developments or of their potential importance to economics. Since these two books represent the first attempts to present the new view at the elementary textbook level, now is an appropriate time to bring the subject to the attention of readers of this journal. This is particularly true because both volumes are exceptionally competent and well written. There must be many statistically minded economists, not excepting the present writer, who can learn a great deal from them.

Before commenting specifically on the two books, it may be useful to try to characterize in a few words the new view which they adopt. Actually, two related but conceptually distinct strands of thought can be identified. The first can be described as the decision approach to statistics. Roughly, this strand of thought is motivated by the notion that the tests and estimates which a statistician performs should depend on the decisions which will be based on their outcome. As an example, consider an elementary problem of hypothesis testing. A simple hypothesis about the mean of some population is to be tested against a simple alternative hypothesis. Economic statisticians are aware that they may make two kinds of errors in carrying out the test. The null hypothesis may be accepted when it is false or it may be rejected when it is true. However, until recently statistical theory could advise us only that, whatever probability we accept of one of these errors, we should design the test so as to minimize the probability of the other error for any fixed sample size. Beyond this, no advice was given as to the values we should assign to the two probabilities. The decision approach to this problem advises that the answer to this problem be found in terms of the costs (or loss of utility) of actions that will be taken if one or the other of the two errors is made. If the true hypothesis were known then in any decision situation an appropriate decision could be taken. If, as a result of the statistical test, the decision appropriate to one hypothesis is taken when the other is true, then a loss of utility results. Decision theory shows how to find the appropriate probabilities of the two kinds of errors as a function of the loss of utility involved in each inappropriate action. Economists, raised on the notion of opportunity cost, are likely to say that this is all obvious and that we have known it all along. Indeed, the older statistical theory is analogous to a theory of consumer's choice in economics which stops with the statement « Whatever amounts of other commodities you decide to consume, maximize your consumption of the remaining commodity ». Just as this statement omits the essential element of the consumer's choice, so the older statistical procedure omits the essential element of choice in statistics. Although it is true that economists should not find it hard to accept the decision point of view, it is not true that we have nothing to learn from the statisticians who adopt this point of view. Decision theory very quickly leads to extremely difficult mathematical problems. Even in the example just given the answer may be difficult to find, particularly if the problem is extended to include the choice of a sample size. Economists have had so much success with the decision point of view because we have restricted ourselves to the consideration of very simple decision situations. As we become aware of the need to analyze decisions taken in the face of uncertainty, we will become more in need of help from statisticians who adopt the decision point of view.

The second strand of the new view is the subjective or « Bayesian » attitude. This strand stems from the recognition in recent years that there is a much more fundamental connection between probability and rational decision making than was previously realized. The definitive work on this subject is that of *L.J. Savage*¹, who showed that

¹ *L.J. Savage, The Foundations of Statistics, New York 1954.*

very weak axioms on rational decision making in uncertain situations imply that the decision maker behaves as if he were maximizing a weighted average of the utilities of possible outcomes and that the weights obey all the usual rules of probability theory. Many researchers believe that these axioms are on the same level of acceptability as the axioms usually employed by economists in the static theory of consumer's choice. The subjective approach to probability and decision making has led to a great revival of interest in the effect which the accumulation of new information through sampling should have on the decision maker's choices. The term « Bayesian » is sometimes used to characterize this strand of the new view.

It should be said that many statisticians who accept the decision approach to statistics reject the notion of subjective probability. Abraham Wald, who originated decision theory, showed no interest in subjective probability in his writings. Of the two books under review, Schlaifer adopts a thorough-going Bayesian point of view, whereas Chernoff and Moses present extensive analysis of other approaches as well.

The two books are very different from each other in structure and purpose. Schlaifer develops all the major ideas through numerical examples which apply the techniques to problems of business decision making. This approach permits Schlaifer to make almost no demands on readers' mathematical and statistical background. Furthermore, the examples are constructed with extreme care and are far from trivial. The inevitable result is that the book is very long and it is sometimes difficult to follow the thread of the argument. Nevertheless, the reader who finishes it has been introduced in a most authoritative way to every basic concept in the decision approach. Chernoff and Moses, on the other hand, are much more concise and abstract. The examples are trivial from a substantive point of view, though they are still valuable to motivate the discussion of new topics. Furthermore, although this book is also mathematically self-contained in a formal sense, much more of the mathematical apparatus of decision theory is introduced than in the Schlaifer volume, and the reader who is unaccustomed to following mathematical arguments will find parts which are quite demanding.

Pedagogically, we have been extremely well served by these three authors. Both books are extremely lucid and thorough expositions of a very difficult subject. At the very least, they are a refreshing change from the stream of mediocre elementary statistics texts which flows from American publishers.

As stated above, I believe that many economic statisticians can benefit from these two books. However, both are intended to be used as introductory texts and therefore their appropriateness for this purpose should be discussed. A few American universities already teach elementary statistics from the decision point of view. The inherent logical superiority of this approach and the fact that each year more results become known and intelligible to non-specialists make it inevitable that the decision approach will eventually be standard in elementary courses. However, at the present there is reason to doubt the wisdom of adopting the new approach in teaching statistics to students of economics. As embodied in these two books, the new approach omits many of the techniques which dominate statistical work in economics and other applied subjects. For example, neither book discusses regression analysis or mentions the technique of least squares. In part, the reason is that relatively little is known about the way least squares and other classical techniques fit into the new approach. Undoubtedly, in the future these techniques will be integrated into the decision approach or they will be replaced by other techniques. Meanwhile, on the other hand, the student who studies these two books may acquire a deep understanding of the foundations of the subject, but he will be ignorant of many of the techniques which he and those whose public-

ations he reads must use in their research for many years to come. This may not be serious for a student who will study statistical methods extensively, but for a student whose main contact with statistical theory is a single introductory course of lectures it must be a persuasive consideration.

Edwin S. Mills

Tintner, Gerhard

Handbuch der Ökonometrie. (Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaft, Abt. Staatswissenschaft.) Berlin 1960. Springer-Verlag. XI, 328 S. Geb. DM 48.—.

Gerhard Tintner gliedert sein Handbuch der Ökonometrie in drei Teile: I. Einführung und ökonometrische Modelle; II. Mathematische Hilfsmittel und Rechenmethoden; III. Statistische Behandlung ökonometrischer Gleichungssysteme.

Im ersten Teil werden zunächst methodische Fragen behandelt. Es wird auf die Beziehungen zwischen Ökonometrie einerseits und Volkswirtschaftslehre, Wirtschaftspolitik, Statistik und Spieltheorie andererseits eingegangen. Ökonometrische Modelle dienen im Gegensatz zu den in der Wirtschaftstheorie auftretenden Idealmodellen der Ermittlung von Zusammenhängen, Zuständen und Ereignissen, die in bestimmten Situationen gelten. Man legt Hypothesen zugrunde, die sich auf die Erfahrung, theoretische Überlegungen, Konvention, Durchführbarkeit gründen. Die Ökonometrie kann der Wirtschaftstheorie die Schätzung von Gültigkeitsbereichen bereits vorhandener Hypothesen liefern und beim Aufsuchen neuer Relationen behilflich sein. Die Konstruktion von ökonometrischen Modellen hängt von der Organisationsform der Wirtschaft und der Einflussnahme des Staates auf die Wirtschaft ab. In einem Wirtschaftskörper, bei dem der Staat nicht in den Wirtschaftsprozess eingreift und sich über zentrale Stellen kein Beobachtungsmaterial verschafft, können ökonometrische Untersuchungen nur von Einzelunternehmungen und Wirtschaftsverbänden durchgeführt werden. Solche Wirtschaftssubjekte interessieren sich insbesondere für die Absatzverhältnisse. Aus Beobachtungsmaterial lassen sich durch geeignete Verfahren Nachfragefunktionen konstruieren und Aussagen über die gegenwärtigen und eventuell auch zukünftigen Absatzverhältnisse machen. Die Möglichkeit zur Aufstellung von makroökonomischen Modellen hat man in der gemischten Wirtschaft, die aus öffentlichen und privaten Unternehmungen besteht. Die Untersuchung der Nachfrage- und Kostenstrukturen in den verschiedenen Erzeugungsbereichen gibt der Administration die Möglichkeit, die Produktion in den einzelnen Sektoren in der gewünschten Weise zu lenken bzw. rationeller zu produzieren. In zentralen Verwaltungswirtschaften geht man von Modellen der Gesamtwirtschaft aus. Danach versucht man bis zu den einzelnen Betrieben Modelle für immer kleinere Teilbereiche aufzustellen.

Bei der Schätzung wirtschaftlicher Parameter und der Hypothesenprüfung bedient sich die Ökonometrie statistischer Hilfsmittel und Sätze. Von diesen werden behandelt: der Satz von Khintchine, zentraler Grenzwertsatz, Tchebyscheffsche Ungleichung, χ^2 -Verteilung, Studentverteilung, F -Verteilung. Eine ausführliche Behandlung findet die Theorie der Parameterschätzungen. In diesem Zusammenhang wird eingegangen auf Konsistenz, Wirksamkeit, Erwartungstreue und Suffizienz von Schätzfunktionen. Bei Schätzverfahren hat man es mit Aufgaben der folgenden Art zu tun: Aus einer Grundgesamtheit wurde eine Stichprobe gezogen. Von der Grundgesamtheit weiss man, dass sie einer bestimmten Klasse von Verteilungen angehört. Man möchte die

Grundgesamtheit auf Grund der Stichprobenrealisation näher spezifizieren. Im allgemeinen wird man die Verteilungen der Klasse durch einen oder mehrere Parameter charakterisieren. Durch ein Schätzverfahren werden jeder möglichen Stichprobenrealisation Werte für die Parameter zugeordnet. Eine Abbildung, die eine solche Zuordnung vermittelt, bezeichnet man als Schätzfunktion. Bei der Frage, welches aus einer Reihe von Schätzverfahren man vorziehen will, vergleicht man einige Eigenschaften der Schätzfunktionen, die man für wünschenswert hält. Tintner bespricht die Methode der kleinsten Quadrate und die Maximum-Likelihood-Methode. Im Anschluss daran wird die *Neyman-Pearsonsche* Theorie der Vertrauensgrenzen und die der Hypothesenprüfungen diskutiert.

Bei der Behandlung der Spieltheorie geht der Verfasser besonders auf die Anwendungen ein, die als Matrixspiele interpretierbar sind.

Das zweite Kapitel des ersten Teils ist der Darstellung der wirtschaftstheoretischen Grundlagen ökonomischer Modelle gewidmet. Man findet Exkurse über Nachfrage-, Angebots-, Kosten-, Produktions- und Nutzenfunktionen sowie über die Eigenschaften statischer und dynamischer Modelle. Tintner betrachtet Nachfragefunktionen, in denen die nachgefragte Menge von den relativen Preisen und dem Realeinkommen abhängt (homogen vom Grade null in den Preisen und dem Einkommen). Das Angebot von Arbeit und von Gütern hängt (unter statischen Verhältnissen) von den Reallöhnen bzw. den Relativpreisen ab. Es wird eine statistische Untersuchung erwähnt, nach der die *Keynessche* Hypothese der Geldillusion nicht wahrscheinlich ist.

Als Beispiel für ein statisches Modell der Gesamtwirtschaft betrachtet Tintner das folgende Relationensystem (S. 148):

- | | | |
|------|---------------------------------------|--|
| (1) | $\frac{M}{P} = L(R, Y)$ | Nachfrage nach Geld, |
| (2) | $I = I(R, Y)$ | Investitionsfunktion, |
| (3) | $S = S\left(R, Y, \frac{M}{P}\right)$ | Sparfunktion, |
| (4) | $S = I$ | Gleichgewicht auf dem Darlehensmarkt, |
| (5) | $Y = P \cdot X$ | Definition des Volkseinkommens, |
| (6) | $C = Y - I$ | Definition des Konsums, |
| (7) | $X = X(D)$ | Produktionsfunktion für das Sozialprodukt, |
| (8) | $\frac{dX}{dD} = \frac{W}{P}$ | Nachfragefunktion für Arbeit, |
| (9) | $E = f(W, P)$ | Angebotsfunktion der Arbeit, |
| (10) | $E = D$ | Gleichgewicht auf dem Arbeitsmarkt. |

Hierbei bedeuten M Geldmenge, P Preisniveau, I Geldinvestition, S Geldsparen, Y Nominaleinkommen, X Realeinkommen, D Beschäftigung (Nachfrage nach Arbeit), E Summe von Beschäftigten und Arbeitslosen (Angebot der Arbeit), W Geldlohn, C Verbrauch, R Zinsfuß. Es wird angenommen, dass die Geldmenge exogen durch die Banken gegeben ist. Unter gewissen Bedingungen lassen sich die Variablen in eindeutiger Weise als Funktionen der exogenen Variablen M darstellen. Modifikationen des Modells werden numerisch ausgewertet.

Eine Dynamisierung des *Walrasianischen* Systems dient als Beispiel für ein dynamisches Modell der Gesamtwirtschaft. In der Wirtschaft gibt es m Güter; ihre Preise seien $p_1(t), \dots, p_m(t)$. Die Preisveränderung des i ten Gutes ist $\dot{p}_i(t)$, die Preiserwartung $p^*_i(t)$. Für sie sollen die Relationen

$$p_i^*(t) = f_i(p_i(t), \dot{p}_i(t))$$

gelten.

Im allgemeinen Gleichgewicht ist

$$N_i(p_1^*(t), \dots, p_m^*(t)) = A_i(p_1^*(t), \dots, p_m^*(t)) \quad i = 1, \dots, m.$$

N_i , A_i sind bzw. Nachfrage- und Angebotsfunktion des i -ten Gutes. Bei linearen Funktionen erhält man das System

$$a + Bp + C\dot{p} = 0$$

mit

$$a' = (a_1, \dots, a_m), \quad p' = (p_1, \dots, p_m)$$

$$B = (b_{ij})$$

$$C = (c_{ij})$$

Das Verhalten des Systems wird mit Hilfe der charakteristischen Gleichung

$$|B - \lambda C| = 0$$

untersucht.

An einer Anzahl instruktiver praktischer Fälle gibt der Verfasser eine gute Einführung in das lineare Programmieren und die *Leontiefsche* Input-Output-Analyse.

Der zweite Teil des Handbuches befasst sich mit dem mathematischen Instrumentarium der Ökonometrie. Es wird u. a. eingegangen auf lineare Abbildungen und ihre Darstellung durch Matrizen, das Lösen linearer Gleichungssysteme, Determinanten, Eigenwertprobleme und die numerische Behandlung linearer Ungleichungen.

Im dritten Teil befasst sich Tintner mit Einzelfragen bei der Aufstellung und Auswertung ökonometrischer Realmodelle. Er ist in drei Kapitel gegliedert. Das erste (Kap. 5) hat Fragen der Regressions- und Korrelationstheorie zum Gegenstand. Man findet Verfahren der einfachen und mehrfachen Regressions- bzw. Korrelationsrechnung. Insbesondere wird auf die Prüfung von Korrelationskoeffizienten mit Hilfe der t -Verteilung eingegangen und auf die Prüfung linearer Hypothesen nach der Methode von *Wilks*.

Das 6. Kapitel gibt einen Überblick über die Realmodelltheorie im engeren Sinne (Schätzung simultaner Gleichungssysteme, durch die ein stochastischer Prozess erklärt wird; das Beobachtungsmaterial wird als Realisation des stochastischen Prozesses aufgefasst). Es wird dabei auf die Einteilung der Variablen in endogene, exogene, gegenseitig abhängige, praedeterminierte eingegangen, sowie auf die Berücksichtigung von Beobachtungsfehlern (errors), Störungen (shocks) und Aggregationen. Eine ausführliche Behandlung erfahren dynamische Systeme und die Identifizierbarkeit von Strukturparametern.

Der dritte Teil (Kap. 7) schliesst ab mit einigen Anwendungen der Zeitreihenanalyse, wobei Tintner auch hier auf eigene Untersuchungen zurückgreifen kann.

Es wäre wünschenswert, wenn das Handbuch der Ökonometrie weitere Publikationen über den Gegenstand induzieren würde. Es eignet sich, seiner Intention entsprechend, vorteilhaft als Leitfaden für den akademischen Unterricht. Die Vielzahl der Literaturhinweise ermöglicht es dem Leser, sich in Einzelfragen weitergehende Informationen zu verschaffen.

Rudolf Henn

Einführung in die Linearplanung und die Theorie der Spiele. München und Wien
1961. R. Oldenbourg Verlag. 70 S. DM 12.—.

Die deutsche Übersetzung des Werkes «An Introduction to Linear Programming and the Theory of Games» (Methuen & Co. Ltd., London 1960) ist unter dem Titel «Einführung in die Linearplanung und die Theorie der Spiele» als Beiheft zur Zeitschrift «Elektronische Rechenanlagen» erschienen. Die Verknüpfung der Linearplanung und der Spieltheorie mit elektronischen Rechenanlagen findet ihren Grund darin, dass vor allem die Linearplanung bei grösseren und wirklichkeitsnahen Problemen ohne diese Rechenhilfen innerhalb nützlicher Frist kaum durchzuführen ist. Diese Tatsache stellt den Hauptgrund dar, weshalb das Operations Research, das neben der Linearplanung und der Spieltheorie noch weitere Methoden zur Lösung bestimmter Probleme verfügbar hat, welch letztere zudem schon von jeher bestanden hatten, erst dann recht Fuss zu fassen vermochte, als moderne und schnelle Rechenhilfen eingesetzt werden konnten. Dies gilt vor allem für die Linearplanung.

Der Autor weist im Vorwort zur deutschen Ausgabe darauf hin, dass «es hier Probleme gibt, zu deren Bewältigung ein recht umfangreiches mathematisches Wissen wünschenswert und oft sogar notwendig ist». Andererseits wird ermutigend festgestellt, dass im besprochenen Heft zwei Teilgebiete des Operations Research behandelt werden, «ohne mehr als die einfachsten mathematischen Schulkenntnisse vorauszusetzen». Liegt hier nicht ein Widerspruch? Wie können einerseits umfangreiche mathematische Kenntnisse als wünschenswert und andererseits einfache mathematische Schulkenntnisse als durchaus genügend bezeichnet werden? Dieser Widerspruch entpuppt sich als ein scheinbarer Widerspruch, wenn man zwischen der Schöpfung und Einführung neuer Methoden im Operations Research zur Bewältigung neuartiger Probleme und der praktischen Anwendung schon bestehender Lösungswege unterscheidet. Die Entwicklung neuer Methoden verlangt tiefgehende mathematische Kenntnisse, während die praktische Anwendung schon bestehender Methoden – entgegen der allgemeinen Ansicht – keine hohen mathematischen Ansprüche stellt. Sehr oft wird aber übersehen, dass diese praktische Anwendung des Operations Research die Fähigkeit voraussetzt, Probleme in der Praxis zu finden und zu formulieren, was Sachkenntnis im betreffenden Anwendungsgebiet und einen Blick für das Ganze voraussetzt.

Das vorliegende Heft befasst sich nun vor allem mit dem praktischen Operations Research, weshalb nur durchschnittliche Mathematikkenntnisse vorausgesetzt werden können. Das Lesen dieses Heftes wird dadurch noch erleichtert, dass vor allem Zahlenbeispiele angeführt werden, um die Methode zu erklären. Vajda beschränkt sich hier auf die klassische Simplexmethode der Linearplanung, die den Vorteil hat, dass sie stets zur Lösung führt, sofern eine solche vorhanden ist.

Das gleiche anschauliche Vorgehen findet sich auch bei den Erklärungen zur Spieltheorie. Auch hier wird möglichst mit Zahlenbeispielen und Graphiken operiert. Obwohl der Grundgedanke der Spieltheorie einfach und einleuchtend ist, hat sie sich noch nicht auf wirtschaftlichem Gebiete einzubürgern vermocht. Der Hauptgrund liegt wohl darin, dass die Voraussetzungen für die Anwendung der Spieltheorie, die sich vor allem bei militärischen Problemen als sehr nützlich erwiesen hat, auf wirtschaftlichem Gebiete nicht erfüllt sind. Auf diesem Gebiete stehen sich nicht zwei oder mehr Spieler gegenüber, deren Strategien unbedingt durchgeführt werden können, sondern es

schaltet sich hier noch der freie Wille des Wirtschaftssubjektes ein, der nur in den seltensten Fällen voraussehbar ist. Der Unternehmer, der die Spieltheorie gegen seine Konkurrenz zu Rate ziehen möchte, muss auch die Reaktionen der Käufer berücksichtigen, die sich nicht wie Schachfiguren bewegen lassen. Diese Überlegung dürfte die Aussage Vajdas erklären, dass « die lineare Planung schon auf viele Erfolge in Wirtschaft und Industrie hinweisen kann », während « dies von der Spieltheorie noch nicht » gesagt werden kann. Wenn in einem mehr auf praktische Ziele hingerichteten Werk, wie das vorliegende, die Spieltheorie ebenfalls betrachtet worden ist, so dürfte der Grund darin liegen, dass es Vajda darum ging, die Beziehungen zwischen Linearplanung und Spieltheorie aufzuzeigen.

Das vorliegende Heft, eine Übersetzung von Dipl.-Ing. *Willi Riedler*, ist vor allem für Volks- und Betriebswirtschaftler sehr instruktiv und lesenswert; diesen wird in Zukunft die Aufgabe zufallen, das Verbindungsglied zwischen Unternehmer einerseits und Mathematiker, der neue Wege für neuartige Probleme aufzeigen soll, andererseits zu bilden. Damit aber der Volks- und Betriebswirtschaftler Operations Research-Probleme finden und formulieren kann, muss er sich mit diesem Fach auseinandersetzen. Das vorliegende Heft, das mit einem Stichwortverzeichnis abschliesst, dürfte ihm diese Aufgabe wesentlich erleichtern.

Ernst P. Billeter

Output, Input and Productivity Measurement

A Report of the National Bureau of Economic Research.

(Conference on Research in Income and Wealth, Studies in Income and Wealth, Vol. 25.)
Princeton 1961. Princeton University Press. 506 p. \$ 10.-.

Der vorliegende Band enthält 14 Studien, die anlässlich der 25. Conference on Research in Income and Wealth im Herbst 1958 vorgetragen wurden. Für jeden, der sich mit den ökonomischen und statistischen Problemen der Produktivitätsmessung beschäftigt, wird dieses Buch zu einem Referenzwerk werden. Sowohl in der Auswahl der Themen als auch in der Qualität der Beiträge erreicht dieses Werk ein Niveau und eine Homogenität, die man bei Sammelbänden oft vermisst.

Die Aufsätze gliedern sich unter drei Generalthemen: *Productivity and the Measurement of Real Outputs and Inputs*; *The Estimation of Real Product in the Economy*; *The Estimation of Real Factor Inputs*.

Die Einleitung des ersten Teils bildet eine Arbeit von *Siegel* über die interne Konsistenz von Produktivitätsindizes. Da die früheren bahnbrechenden Arbeiten dieses Indextheoretikers in heute nur schwer zugänglichen Memoranden enthalten sind, ist diese erneute Zusammenfassung der *Siegelschen* Forschungen um so willkommener. Besondere Aufmerksamkeit widmet er der Wägung aggregativer Produktivitätsindizes und der statistischen Aufspaltung eines Produktivitätsanstiegs in seine Komponenten. Beachtenswert bleiben auch die Hinweise darauf, dass verschiedenartige ökonomische Fragestellungen auch die Verwendung verschiedener, jeweils genau zugehöriger, statistischer Maßstäbe bedingen. Es folgt ein Beitrag von *Stigler* über die ökonomische Problematik der Produktivitätsmessung, aus dem sich eine interessante Diskussion mit *Solow* und *Copeland* über die relative Bedeutung von technischem Fortschritt und steigenden Grenzerträgen (economies of scale) entwickelt. Als Fazit

kann immer noch *Solows* Diktum gelten: « *The problem of measuring economies of scale and distinguishing their effects from those of technical progress is an econometric puzzle worthy of anybody's talents.* » Die beiden folgenden Arbeiten von *Barnett* und *Potter/Christy* befassen sich mit Produktivitätsanalysen der sogenannten « *natural resources industries* » (Bergbau, Holzwirtschaft, Fischerei, Landwirtschaft, Wasserkraft usw.). Den Abschluss des ersten Teils bildet eine detaillierte Quellenstudie von *Greenberg* über vorhandenes und fehlendes statistisches Material zur Produktivitätsmessung in der amerikanischen Wirtschaft. Man wünschte sich gleichartige Zusammenstellungen auch für die europäischen Volkswirtschaften.

Der Aufsatz von *Berlinguette* und *Leacy* über Realproduktmessungen in Kanada, ergänzt durch Studien von *Gilbert/Beckermann* und *Altermann/Jakobs* geben einen umfassenden Überblick über statistische Probleme der Realproduktsberechnung im Rahmen volkswirtschaftlicher Gesamtrechnungen. Die Arbeit von *Gilbert/Beckermann* ergänzt ähnliche Arbeiten, die der erste der beiden Autoren unter den Auspizien der OEEC durchführte. In einer anschliessenden methodologischen Analyse vergleicht *Phillips* die statistischen Methoden, die bei verschiedenen amerikanischen Nettoproduktionsberechnungen angewandt wurden.

Ein einführender Beitrag von *Boulding* über einige Schwierigkeiten des Inputbegriffs leitet im dritten Teil des Bandes zur Diskussion der Inputmessung über. *Bouldings* Hinweis über die Problematik einer statistischen Aufspaltung einer Produktions- oder Produktivitätserhöhung in ihre Kausalcomponenten wird besonders in Gegenüberstellung zu den späteren Analysen von *Solow*, *Aukrust* und *Bombach* über die Messung des technischen Fortschritts interessant. Das vorliegende Werk enthält sodann eine Ausarbeitung von *Denison* über die Messung des Arbeitseinsatzes, der noch einmal die verschiedenen Möglichkeiten und Anwendungsbereiche unterschiedlicher statistischer Reihen des Arbeitseinsatzes zusammenfasst. Es folgt die ungemein stimulierende Analyse von *Richard* und *Nancy Ruggles* über die Messung des Kapitaleinsatzes. Hier liegt das Gebiet, auf dem in Europa noch viele der Grundlagen fehlen, die eine statistisch einwandfreie Kapitalmessung für die Zwecke der Messung von technischem Fortschritt und globaler Produktivität eines Industriezweiges oder einer Volkswirtschaft ermöglichen würden. Die Untersuchung von *Ruggles*, die auch stichwortartig die Ergebnisse früherer Analysen anderer Ökonomen einbezieht, dürfte die beste bisher publizierte Zusammenfassung der Möglichkeiten, Anwendungsbereiche und Fehlerquellen verschiedener statistischer Methoden der Kapitalmessung darstellen. Als Ergänzung untersucht *Craemer* in einer empirischen Arbeit die vom *National Bureau of Economic Research* für die USA aufgestellten Reihen des Realkapitalbestands. Im abschliessenden Beitrag erörtert *Schiff* die Zusammenhänge zwischen Faktorsubstitution und Inputstruktur.

Der vorliegende Band bildet einen wichtigen Meilenstein in der Weiterentwicklung der Produktivitätsforschung. Er verdient weites Interesse und eingehendes Studium.

Gerhart E. Reuss

Geisser, Heribert O.

Marktforschung in der schweizerischen Produktionsgüterindustrie. (Veröffentlichungen des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts der Universität Freiburg Schweiz, Band 8.) Freiburg 1961. Universitätsverlag. 203 S. Fr. 22.—.

Unter Überwindung sehr starker Widerstände beginnt die betriebliche Marktforschung auch in der Produktionsgüterindustrie Fuss zu fassen. Da dabei noch viel Ungewissheit darüber besteht, welchen Zielen solche Untersuchungen zu dienen haben, welche Methoden anzuwenden und welche praktischen Möglichkeiten davon zu erwarten sind, ist es zu begrüßen, dass sich die vorliegende Publikation mit diesen Fragen auseinandersetzt.

In einer systematischen Analyse zeigt der Verfasser die einzelnen Orientierungen auf, die für marktforscherische Fragestellungen im Bereiche der Produktionsgüter gegeben sind, und welche Methoden für deren Beantwortung in Betracht kommen. Mit Recht betont er, dass auch im Einkauf von Investitionsgütern neben den rein rational-technischen Überlegungen subjektive und irrationale Faktoren eine Rolle spielen. Die primäre Bedeutung der «indirekten» Forschungsmethode – bestehend in der Auswertung von bereits vorliegendem statistischem Material – wird hervorgehoben. Dabei wäre es nun freilich wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser die Methoden der Befragung und Beobachtung – wie sie im einzelnen zu handhaben sind, was sie zu leisten vermögen und wie sie alle mit dem «desk research» zusammenspielen – wesentlich eingehender behandelt hätte. Er hätte damit dem Informationsbedürfnis der Untersuchungspraxis einen wesentlichen Dienst leisten können. Bezüglich des kombinierten Einsatzes der verschiedenen Verfahren im Hinblick auf die verschiedenen absatzpolitischen Fragestellungen und die sich dabei ergebenden Resultate liegt weniger in Europa, wohl aber in den USA eine relativ umfangreiche Literatur vor, so vor allem in der Zeitschrift «Industrial Marketing», die zu diesem Thema in jeder Ausgabe interessante Beispiele bietet. Eine Methode, die der Verfasser übergeht, ist jene des «short-term forecasting», die darin besteht, mittels Erhebungen betreffend die kurzfristigen Investitionspläne und -verpflichtungen das Investitionsvolumen auf 1–2 Jahre hinaus vorauszubestimmen.

Wenn man in dieser wissenschaftlich wertvollen Publikation etwas vermisst, so ist dies eine lebendigere Darstellung der Verflechtung der Marktforschungstätigkeit mit dem Absatzgeschehen, dem «Anfall» an konkreten Entscheidungsproblemen in den Produktionsgüterunternehmen. Im übrigen ist der Titel insofern etwas irreführend, als er im Leser die Erwartung weckt, er werde etwas über Marktforschungstätigkeit in der schweizerischen Produktionsgüterindustrie erfahren. Dies ist nicht der Fall, vielmehr ist die Themabehandlung durchaus allgemein und ohne nationalen Bezug gehalten.

Otto Angehrn

Bloch-Lainé, François, et de Vogüé, Pierre

Le Trésor public et le mouvement général des fonds. Paris 1960. Presses universitaires de France. 379 p. NF 20.—.

Le sujet traité dans cet ouvrage de 379 pages est aussi vaste que complexe. Comme l'écrivent les auteurs dans leur introduction, «les fonds dont il s'agit aujourd'hui, ceux

dont le Trésor dirige ou subit le mouvement, ne se limitent plus aux « deniers publics » tels que les définit le règlement sur la comptabilité publique. En dehors des fonds qui passent par les caisses du Trésor, qui sont maniés par ses comptables et dont l'emploi est justiciable de la Cour des Comptes, il y en a désormais beaucoup d'autres sur lesquels les décisions du Trésor ont une influence presque aussi grande ou qui, lorsqu'ils échappent à sa volonté, sont pour lui d'une importance presque égale. »

Cette étude, très approfondie, fait ressortir à souhait le caractère de complexité des tâches incombant au Trésor, tâches qui ressortent d'une part à la fonction de caissier qu'il remplit pour le compte et au nom des administrations, en participant à la gestion des finances publiques et en exerçant un pouvoir de tutelle ou de contrôle, et, d'autre part, qui ressortent à la fonction de banque, dans laquelle le Trésor opère sur le marché des capitaux lorsqu'il reçoit des dépôts, fait des emprunts, octroie des prêts, souscrit à des participations ou donne des garanties.

Dans un premier chapitre, les auteurs s'attachent à retracer brièvement l'histoire de l'institution du Trésor, à présenter les causes de ses attributions et à déterminer son organisation actuelle. Ce chapitre présente un intérêt tout particulier pour le lecteur suisse, par la classification des notions qui échappent trop souvent à sa compréhension pour des raisons de terminologie et par suite des différences fondamentales entre la France et la Suisse dans les conceptions sur le rôle des institutions.

Quant aux fonctions innombrables du Trésor, les auteurs ont choisi, parmi plusieurs possibilités, de les analyser sous trois aspects différents : budgétaire, bancaire et monétaire.

Le rôle fondamental du Trésor est le sujet des quatre chapitres de la première partie. Longtemps considéré en France comme le rôle unique, celui dont les auteurs disent qu'il demeure le plus « interne », le plus « administratif », le plus « budgétaire », ce rôle est indissoluble de la politique de l'Etat en matière de finances publiques. Il est aussi celui qu'en Suisse se partagent la Banque nationale, comme trésorier de l'Etat, le Contrôle des finances, vérificateur de la régularité des pièces de recouvrement et de paiement, l'Administration des finances, organe de gestion de la trésorerie en matière d'emprunts, les Services de caisse et de comptabilité, comptable de l'Etat.

Les activités du Trésor dans le domaine de la banque, matière de la deuxième partie, se caractérisent par une « diversité qui confine au désordre », déterminées qu'elles sont par l'empirisme, les circonstances toujours nouvelles, les nécessités du moment. Le système ne peut en être que très touffu et en permanente revision. Nous y trouvons les interventions dans l'économie, sous forme de prêts, de participations ou de garanties, la circulation des capitaux, les opérations de change, le contrôle des activités financières des banques et du marché des valeurs mobilières.

Une étude théorique et comparative du partage des fonctions entre l'autorité financière et la banque d'émission mérite une mention particulière dans cette deuxième partie ; le problème qui y est traité est un des moins connus dans la littérature bien qu'il se distingue par son universalité. Les questions soulevées par cette étude sont du reste reprises et approfondies dans la troisième partie.

Dans cette dernière partie, on peut suivre le Trésor dans les chemins tous les jours nouveaux de la création de moyens financiers, de la circulation des capitaux et de l'argent, ainsi que de la politique monétaire. Seuls des serviteurs de la maison étaient à même de conduire le lecteur dans le labyrinthe de ces mécanismes réfractaires à l'analyse et d'en éclairer les recoins laissés dans l'ombre par la « science financière » à l'usage des universitaires. Sans doute, certains développements relatifs à l'enregistrement comptable des opérations dans leurs causes et dans leurs effets peuvent paraître quelque peu élé-

mentaires au spécialiste habitué à raisonner « en partie double ». L'étude n'en est pas moins fort instructive et souvent nouvelle dans les considérations et critiques concernant le Trésor face aux mécanismes monétaires, à l'équilibre, aux fluctuations et aux prévisions de trésorerie, concernant la régulation monétaire par les taux et concernant les contrôles du crédit.

La conclusion, on la trouve en fait dans tous les chapitres au travers d'une critique souvent courageuse et toujours objective. Aussi, la conclusion des auteurs, qui tient en deux pages sous le titre « Autorité monétaire et Pouvoir politique », se résume par les suggestions que leur inspire cette constatation : « L'importance donnée en France à la technique des avances directes de l'Institut d'émission conduit à maintenir dans un climat quelque peu suranné les relations entre le Trésor et la Banque. »

Maurice Heimann

Dubergé, Jean

La psychologie sociale de l'impôt dans la France d'aujourd'hui. Paris 1961. Presses universitaires de France. VII, 227 p. NF 10.—.

Le domaine exploré par M. Dubergé est encore peu connu. L'enquête dont les résultats sont publiés et commentés a été menée en France en 1956 et 1957. Mille quarante-neuf personnes ont été interrogées : 792 pour l'enquête générale et 257 automobilistes pour une enquête spéciale sur les droits de circulation qui frappent les automobiles.

L'auteur indique quelques-unes des difficultés qu'ils a eues à surmonter : « Comment en effet, dégager une psychologie dans un domaine où les décisions de principe émanent de fonctionnaires, répartis sur 20 km de couloirs — soit sur 40 km de bureaux dans le Palais du Louvre —, sont exécutées par 40 000 agents de la Direction générale des Impôts et 15 000 de la Comptabilité publique, et appliquées à plus de quatre millions de contribuables conscients de leur rôle, si l'on néglige tous ceux qui paient des impôts sans le savoir? »

Les résultats sont exposés dans les trois parties du livre qui sont intitulées « Psychologie de l'accomplissement d'une formalité par le contribuable : la déclaration de revenu », « Les opinions des contribuables sur la technique fiscale » et « Psychologie du contribuable devant l'impôt ».

On doute, par expérience personnelle, que la déclaration cause des soucis au contribuable. Ce souci est sérieux pour 39 % des personnes interrogées, léger pour 26 %, négligeable pour 31 % et inexistant pour les personnes (4 %) qui ne rédigent pas de déclaration.

Un souci que nous ne connaissons en général pas est celui de se procurer des feuilles de déclaration. Seules 44 % des personnes interrogées avaient reçu cette feuille, tandis que 52 % ont dû aller les chercher et 4 % ne sont pas allées les chercher. Autres difficultés : l'utilisation des imprimés. Pour s'y soustraire, 22 % des intéressés ont recours à une personne rétribuée (comptable, conseiller fiscal, etc.) pour rédiger leur déclaration de revenus. Interrogée à part sur les raisons de ce recours à une personne rétribuée, la majorité a exprimé l'avis que cela supprimait un travail trop compliqué et améliorait les rapports avec le fisc.

La technique fiscale a divers aspects qui donnent les titres des chapitres de la deuxième partie :

- L'opinion et la technique qui sacrifie la justice à la commodité;
- L'opinion et la technique qui concilie justice et commodité;
- L'opinion et les techniques qui sacrifient la commodité à la justice.

Les questions posées ont permis de recueillir des réponses fort intéressantes: notamment que 75 % des contribuables ignoraient le mode de calcul d'un revenu minimum correspondant à chacun des éléments du train de vie; 87 % de ceux-ci aimeraient voir figurer ces chiffres sur les feuilles de déclaration.

L'impôt à la source paraît concilier justice et commodité. Les réponses des salariés et des employeurs contrastent: les premiers y sont en majorité favorables tandis que les seconds y sont hostiles. Après analyse des réponses tant des employeurs que des salariés sur la retenue à la source, l'auteur estime qu'elles ouvrent de plus vastes perspectives: «En effet, l'examen des réponses des salariés nous a déjà montré la nécessité d'opérer une révision des concepts dont use la pseudo-psychologie fiscale du sens commun en considérant que la retenue à la source concilie de plano justice et commodité.

L'analyse des explications fournies par les employeurs suggère la recherche de corrélation entre la retenue à la source et les options fondamentales en matière fiscale».

Concernant l'inquisition fiscale, les salariés n'y semblent pas hostiles en principe tandis qu'il est désagréable à une forte proportion des contribuables d'autres catégories que des fonctionnaires connaissant leurs revenus.

La troisième partie aborde trois sortes de problèmes: La psychologie du contribuable devant un impôt, la psychologie du contribuable devant une catégorie d'impôts et la la psychologie du contribuable devant un système d'impôts.

Les réponses permettent à l'auteur de constater que le contribuable français est hostile à toute réforme fiscale de quelque nature que ce soit. «Maurice Lauré a justement souligné que le contribuable est réticent même lorsqu'on lui propose des allègements, car il craint toujours une supercherie». Il ajoute plus loin: «Jamais, avant d'entreprendre cette enquête, nous n'aurions imaginé l'ampleur et la gravité des malentendus qui existent entre contribuables et agents du fisc aussi bien qu'entre ces derniers et leurs chefs.»

Les conclusions sont données sous le titre «Psychologie sociale de l'impôt et relations humaines en matière fiscale». Le contribuable demande à être traité avec certains égards et si l'administration le comprend, les relations du contribuable avec le fisc seront améliorées. Quant à la psychologie sociale de l'impôt, M. Dubergé souhaite qu'elle devienne le chapitre le plus intéressant et le plus important de la psychologie sociale, mais il ne conçoit pas de l'en détacher.

Le volume est complété par diverses annexes, dont une note d'information intéressante sur l'enseignement de la psychologie fiscale professé à l'Ecole des Impôts de Chicago.

Charles F. Pochon